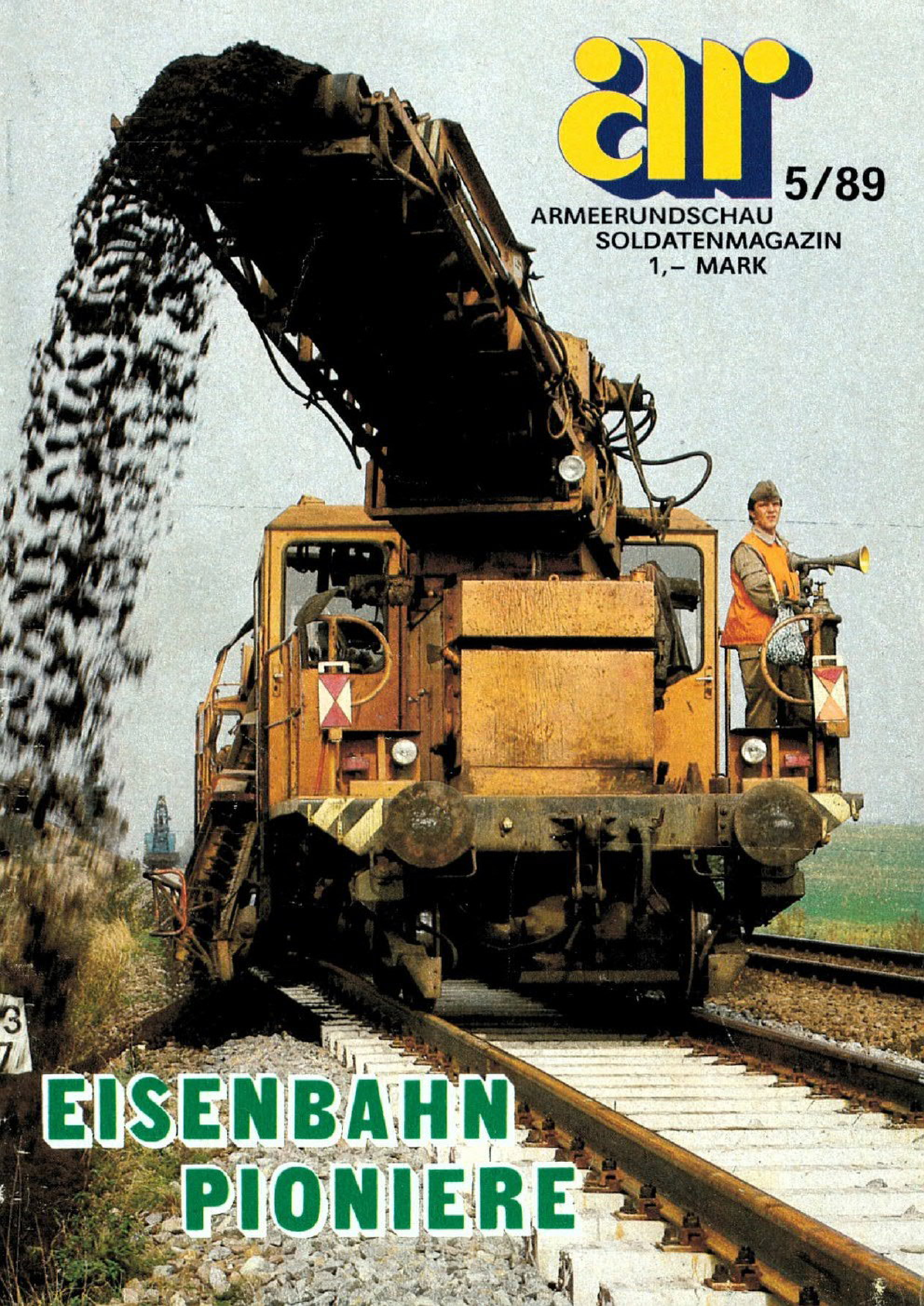
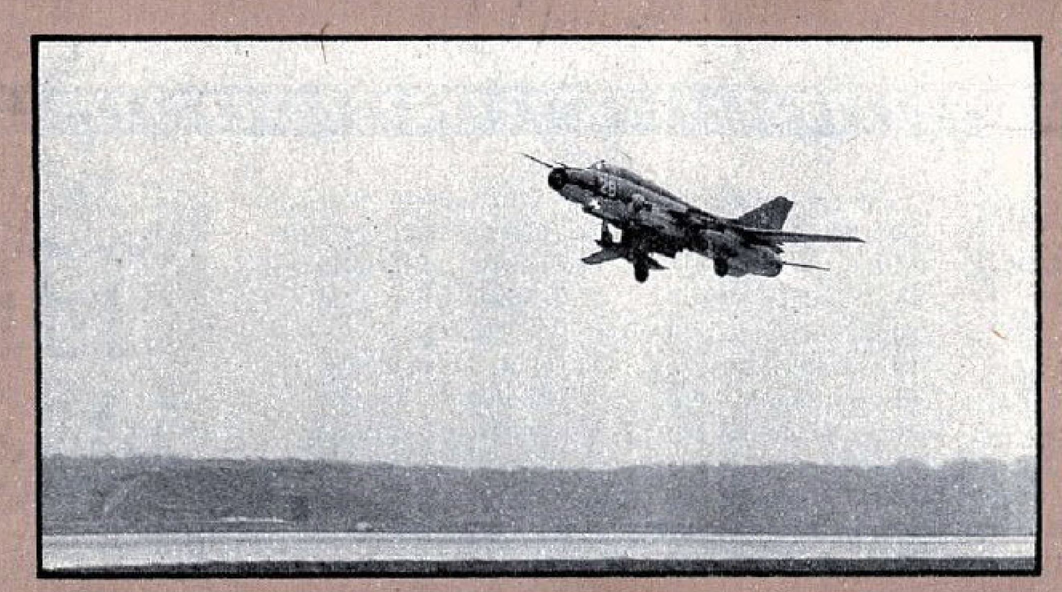


ar
5/89
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK
EISENBAHN
PIONIERE



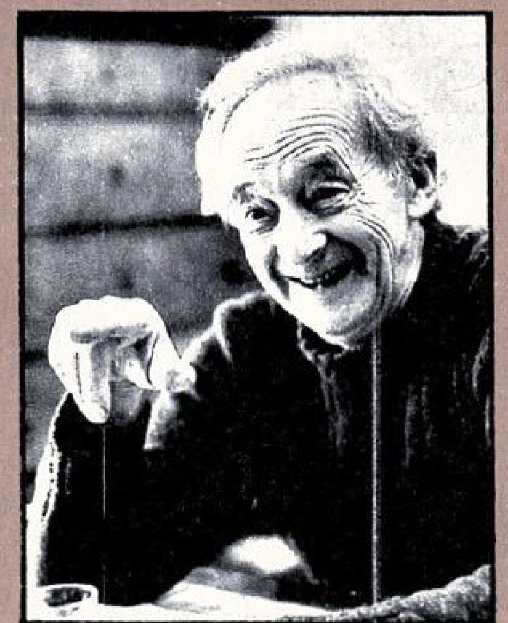
1. Mai in Berlin

Bild: Manfred Uhlenhut



◀ 40 ▼ 20 ▼ 6

INHALT







◀ 58





◀ 92 ▲ 88

??

WAS IST SACHE ?

Was besagt die NATO-Strategie der „flexiblen Reaktion“?

Soldat Jens-Peter Knape

Wortgenau heißt das eigentlich nichts anderes als bewegliche, der Situation angepaßte Antwort. Mithin besteht die Grundidee darin, daß militärische Handlungen der jeweiligen Lage entsprechen sowie den politischen und strategischen Zielen der NATO dienen müssen. All dies würde kaum eine Frage aufwerfen, wären Absichten und Ziele des Paktes friedlicher Natur. Aber wo eine Politik der Stärke verfochten wird, wo militärische Überlegungen von der Doktrin nuklearer Abschreckung geprägt werden und wo ein NATO-Militär wie Vizeadmiral Hans-Joachim Mann, Inspekteur der BRD-Marine, allen Ernstes verkünden kann, die „Bedrohung hört erst dann auf, wenn wir es im Osten nicht mehr mit kommunistischen Diktaturen zu tun haben“ ...

Begründet wurde die „Flexible Response“ 1967 mit der Direktive MC 14/3 des NATO-Militärausschusses. Und wie NATO-Generalsekretär Manfred Wörner jüngst betonte, gebe es in den nächsten zehn Jahren keine Alternative dazu.

Von welchen Grundsätzen wird sie bestimmt?

Der erste nennt sich: „Verhältnismäßigkeit der Mittel.“ Das heißt, die NATO-Streitkräfte bereiten sich auf alle Kriegsarten vor – vom Kernwaffen- bis zum konventionellen, vom weltweit geführten bis zum regional begrenzten, vom langandauernden bis zum kurzen Krieg mit überraschenden Schlägen.

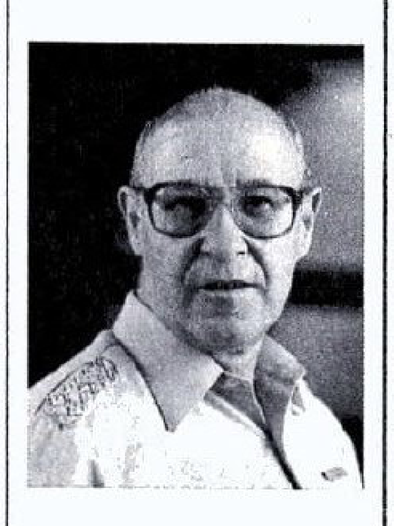
Zweites Prinzip: „Unkalkulierbarkeit des nuklearen Risikos“. Demgemäß behält sich die NATO sowohl den Einsatz taktischer Atomwaffen als auch den strategischen Nuklearkrieg vor. Das schließt den Ersteinsatz von Kernwaffen ein. Nachdem mit dem INF-Vertrag die nach Europa gebrachten Pershing II und Cruise Missiles verschwinden, sollen diese „Verluste“ mit westdeutschen KOLAS- und reichweitenverlängerten Lance-Raketen wettgemacht werden.

An dritter Stelle rangiert das Prinzip der „Vorneverteidigung“. Danach sind die Kampfhandlungen unverzüglich auf das Gebiet des Gegners zu tragen und dessen militärische Gruppierungen schon in der Entfaltungsphase durch überraschende, schnelle und tiefe Schläge zu vernichten. Es soll den Vereinten Streitkräften des Warschauer Vertrages unmöglich gemacht werden, Reserven aus den Weiten ihres Hinterlandes heranzuführen.

Prinzip Nr. 4 ist das der „strategischen Beweglichkeit“, also zu raschen Truppenverlegungen fähig zu sein. Dazu gehört das in vielen „Reforger“-Übungen erprobte militärische Transportsystem von den USA nach Westeuropa, aber auch das ausgedehnte Stützpunktsystem für Luftangriffs- und Seestreitkräfte.

Fünftens gilt das Prinzip der „gemischten Präsenz von NATO-Streitkräften“. Die einheitliche, international organisierte Führung und Infrastruktur der NATO ermöglicht es dem imperialistischen Militärpakt, sofort alle Partner einzubeziehen und den größten Teil der nationalen Streitkräfte dem NATO-Kommando zu unterstellen. In der BRD betrifft dies alle Kampfverbände.

Die NATO-Strategie der „flexiblen Reaktion“ legt also verbindlich fest, wie und womit Androhung und Anwendung von Gewalt gegenüber den Staaten des Warschauer Vertrages erfolgen, wie ein Krieg gegen sie führ- und gewinnbar gemacht werden soll. Sie wurde seit 1967 mehr und mehr zu einer Kriegsführungsstrategie. Und so ist das, was als „flexible“ Antwort ausgegeben wird, eine starre, unbewegliche, in keiner Weise dem nuklearen Zeitalter entsprechende. In seiner Prager Deklaration hatte der Warschauer Vertrag bereits am 5. Januar 1983



erklärt: „In einem Kernwaffenkrieg, würde er entfesselt, kann es keine Sieger geben.“ Am 22. November 1985 unterschrieb dies bei seinem ersten Treffen mit Michail Gorbatschow auch der USA-Präsident, und die Regierungschefs der anderen NATO-Staaten stimmten

??

dem am gleichen Tage zu. Jedoch, geändert hat sich auch danach nichts an der Strategie der „flexiblen Reaktion". Und ich bezweifle sehr, daß auf der NATO-Jubiläumstagung in diesem Monat wesentlich mehr als schöne, salbungsvolle Friedensworte herauskommen.

Hätte ich nicht zweimal Sonderurlaub kriegen müssen?

Soldat Bernd Gröwer

Es gab Familienzuwachs bei Ihnen: ein Brüderchen für Irina und Carola. Glückwunsch dazu!

Um die beiden Mädchen ging es auch bei Ihrem ersten Sonderurlaubsantrag, denn am Ort war niemand, der sie während der Niederkunft Ihrer Frau hätte betreuen können. Und so bekamen Sie fünf Tage Sonderurlaub.

Alles verlief normal, schon bald war Ihre Frau mit dem Baby wieder zu Hause. Pünktlich kehrten Sie ins Regiment zurück – mit der aus unmittelbarem Dabeisein gewonnenen Gewißheit, daß Ihre Frau sowohl mit dem Jüngsten als auch mit den beiden Mädchen allein zurechtkommt. Sicherlich ein gutes Gefühl, das einem Kraft gibt, die militärischen Aufgaben ohne eine besondere Last auf der Seele zu erfüllen.

Tags darauf sprachen Sie Ihren Zugführer an, wie es mit Sonderurlaub aus Anlaß der Entbindung sei. Dieser gab Ihnen einen ablehnenden Bescheid. Nunmehr wollen Sie wissen, ob er rechtens ist.

Er ist es. Sonderurlaub, so bestimmt die DV 010/0/007 unter Ziffer 26 (1), wird „nur im zeitlichen Zusammenhang mit dem besonderen Anlaß" gewährt. Durch die Notwendigkeit, während des Klinikaufenthaltes Ihrer Frau die beiden Mädchen zu betreuen, waren Sie gleichzeitig auch zum Zeitpunkt der Entbindung daheim; mithin können Sie dafür nicht noch ein weiteres Mal Sonderurlaub erhalten. Das träfe übrigens auch dann zu, wenn der Familienzuwachs in den Tagen Ihres Erholungsurlaubes gekommen wäre.

Da habe ich meinem Mann zugeraten, Fähnrich zu werden, und fühle mich finanziell jetzt absolut verschaukelt!

Bernadette Wagner

Klären wir erst einmal, worum es geht.

Bald nachdem Ihr Mann zum Grundwehrdienst einberufen worden war, entschloß er sich, die Fähnrichlaufbahn einzuschlagen und somit Berufssoldat zu werden. Richtig war, daß er dies mit Ihnen besprochen hat. Klasse, daß Sie ihn dabei unterstützt haben!

Das Dienstverhältnis wurde verändert, jetzt ist er Fähnrichschüler im ersten Studienjahr. Für Sie bedeutet das, keine Zahlungen mehr entsprechend der Unterhaltsverordnung vom 2. März 1978 (GBl I Nr. 12 S. 149) zu bekommen, da diese ja nur für Ehefrauen und Kinder von Soldaten im Grundwehrdienst gilt. Das trifft Sie vor allem deswegen, weil Sie für Ihre kleine Tochter keinen Krippenplatz haben und somit nicht arbeiten gehen können. Die 450 Mark, die Ihr Mann einschließlich Wohnungs- und Trennungsgeld erhält, reichen natürlich hinten und vorne nicht. Sie fühlen sich „finanziell jetzt absolut verschaukelt".

Gibt es einen Ausweg, eine Lösung?

Ja, das gibt es. Dazu muß Ihr Mann einen Antrag an das finanzökonomische Organ seiner Dienststelle richten. Denn gemäß den militärischen Bestimmungen wird verheirateten Fähnrichschülern ein monatlicher Unterhaltszuschuß gewährt. Er macht in Ihrem Fall 215 Mark für Sie plus 60 Mark für Ihre Tochter aus, zusammen also 275 Mark – bar auf die Hand, versteht sich. Voraussetzung ist, daß Sie sich das Nichtvorhandensein eines Krippenplatzes vom Rat der Gemeinde bescheinigen lassen und das Schriftstück Ihrem Mann so bald als möglich schicken. Übrigens: Ihr Mann kann die Zahlung des Unterhaltszuschusses rückwirkend, ab Vorliegen der Voraussetzungen, beantragen.

Ich weiß selbstverständlich, daß man mit diesem aufgebesserten Familieneinkommen auch noch keine großen Sprünge machen kann. Aber gilt es nicht zu bedenken, daß Ihr Mann sich ja erst in der Ausbildung befindet, die für Fähnriche eine Fachschulausbildung ist? Überträgt man das hier Beschriebene auf den Studenten einer anderen Fachschule und eine ähnliche Situation, so hat ein Netto-Familieneinkommen von immerhin 725 Mark schon ein erhebliches Mehrgewicht gegenüber den allgemeinen Stipendienregelungen. Die sozialistische Gesellschaft achtet damit sowohl die besonderen Bedingungen als auch die besonderen Leistungen der militärischen Berufskader – schon vom ersten Fähnrich- oder auch Offiziersschülertag an.

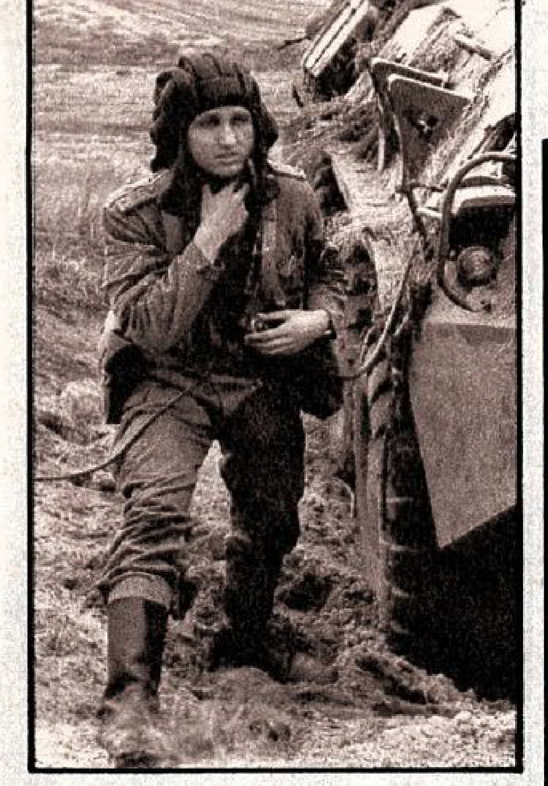
Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

EINEM SCHEMA VERPFLICHTET?







▲ Kompaniechef Leutnant Möckel. Engagiert führt er seine Kompanie. Manchmal wird ihm dabei der SPW zu eng. Dann steigt er ab und nimmt „Tuchfühlung" zu seinen Soldaten. Auch das spornt an.

▶ Das Ergebnis tage- und nächtelanger Schanzarbeit: die fertig ausgebaute Stellung

◀ Das mot. Schützenbataillon des Truppenteils „John Schehr" hat die vorgesehene Verteidigungslinie bezogen und beginnt mit dem Ausbau der Stellungen

Alles ist vorbestimmt: der Platz, auf dem sie üben, auch die Richtung der Handlungen. Nur nach Nord gestaffelt ist das installierte Scheibenfeld (der „Gegner"). Dorthin ist zu verteidigen und anzugreifen. Flankenbewegungen verbieten sich, der „Acker" ist zu schmal. Auch in seiner Tiefe setzen Sicherheitslinien baldigst Grenzen. Mot.Schütze Jens kann nur die gleiche Stellung beziehen, in der vor Tagesfrist mot.Schütze Holger vom anderen Regiment buddelte. Den Panzerleuten geht es ebenso, den Artilleristen auch. Würden nicht Wind und Wetter, manchmal auch eine Planierraupe, das auf Sand Gebaute wieder einebnen, Jens brauchte nicht einmal den Feldspaten vom Koppel zu nehmen.

Natürlich muß der Verlauf einer Übung vorbestimmt sein. Das Ausbildungsziel und vor allem die Sicherheit der Einheiten fordern es; schließlich wird scharf geschossen. Muß nun aber bei den „Müntzers", den „Saefkows" oder den „Schehrs", die – sich auf dem Fuße folgend – hintereinander über den Platz gehen, alles nach dem gleichen Schema verlaufen?

Betrachten wir es näher.

Das III. mot.Schützenbataillon des Truppenteils „John Schehr" bezieht mit seiner 1. Staffel die Sandhügel. Zwei Kompanien, die achte und die neunte, liegen nebeneinander. Beide haben Stützpunkte zu bilden, sie zu einer Verteidigungsstellung auszubauen und sich auf einen Angriff des „Gegners" vorzubereiten.

An den Tagen zuvor hatten sie im Training gute und sehr gute Ergebnisse erreicht. Auf dem Meeting am Abend vor der Übung lobte der Bataillonskommandeur die 8. MSK dafür. Allerdings nur die achte ...

Chef der 9. MSK ist Leutnant Möckel. Erst seit gut zwei Wochen führt er die Kompanie. Alles, was er im Studium gelernt und in der kurzen Zugführerzeit erprobt hat, wirft er seither in die Waagschale. Damit will er sich der Auszeichnung, so früh schon in die nächste Dienststellung aufgerückt zu sein, würdig erweisen. Auch seine Soldaten, durchweg Reservisten, ziehen mit. Also hat er in kurzer Zeit doch die nötige Autorität erlangt, ohne die nicht zu führen ist. So ging Leutnant Möckel, völlig überzeugt, schon etwas geschafft zu haben, in diese Übungsvorbereitung. Dennoch war im Training die 8. MSK besser. „Es hat wohl nicht gereicht!" ist alles, was er seinen Soldaten daraufhin sagen konnte. Dabei sahen sie ihm an, wie es ihn wurmte.

Würde er noch während des Gefechtsschießens beweisen können, daß seine Soldaten die besseren sind? Der junge Offizier

wußte, er würde in „Tuchfühlung" zur achten mit seiner Kompanie den Unterbringungsraum beziehen. Was seine Soldaten dort tun konnten, würden auch die anderen unternehmen: tarnen, sichern und warten. Nicht er selber wird sich den Platz des Stützpunktes seiner Kompanie aussuchen dürfen, der Bataillonskommandeur wird vorschreiben, wo er anzulegen ist. Er wird auch die Abschnitte der Feuereröffnung festlegen und zudem noch bestimmen, wohin das zusammengefaßte Feuer aller Waffen zu richten ist. Und noch vieles mehr wird er anweisen. Gibt es da überhaupt noch Freiräume für eigene Initiativen?

Gleich nach dem Meeting nahm Leutnant Möckel seine Zug- und Gruppenführer zusammen. Auf der Grundlage der Gefechtsvorschriften verständigten sie sich noch vor Erhalt der Übungsaufgabe über das nötige Zusammenwirken. Danach sprachen sie mit den Soldaten. Auch wieder mit der Absicht, zum Vorausdenken anzuregen. Natürlich wußte noch keiner, wann und wo die Ziele für die Kompanie „auftauchen" würden. Sicher war aber, es geschieht wiederum nach Gefechtsnormativen, denen sich ein Angreifer in einer bestimmten Handlungssituation befleißigen würde. Und die waren vorauszusehen. Daraus ließen sich für die Beobachtung, Aufklärung und Beurteilung der Ziele Schlüsse ziehen. So waren mögliche Handlungsvarianten mit den Soldaten schon im Voraus zu besprechen, wobei immer wieder auf Einsicht in eine konsequente Feuerdisziplin hingearbeitet wurde.

Der Höhepunkt des Gefechtsschießens ist ein energischer Gegenangriff des Bataillons. Während der Verteidigung hatte es den „Gegner" hingehalten und war auf eine günstige Position ausgewichen. Nun soll es ihn zurückwerfen und die Ausgangslage wiederherstellen. Abgesessen und in Gefechtsordnung gehen die Schützen vor. Schon nach wenigen Minuten, da der Angriff an Dynamik gewinnt, kommt es an der rechten Flanke, dort wo die neunte handelt, besser voran.

Die im Vorfeld auftauchenden Ziele (Scheiben) werden meist schon mit dem ersten Schuß getroffen und kippen weg. Die Schützen gewinnen Zeit, können sich auf andere Ziele konzentrieren. Es wird immer mit der dafür wirksamsten Waffe geschossen, also nicht etwa mit dem 14,5-mm-Panzermaschinengewehr vom SPW auf einen „ein-

AR-Lexikon

Feuerleitung

Sie umfaßt alle Maßnahmen und Handlungen der Kommandeure, die darauf gerichtet sind, die Feuerleistungs- und Feuermöglichkeiten der Waffen auszunutzen, so daß dem Gegner maximale Verluste in kürzester Zeit und mit geringstem Munitionsverbrauch zugefügt werden. Ob Gruppen- oder Zugführer, Kompaniechef oder Bataillonskommandeur, sie haben deshalb Erd- und Luftziele aufzuklären, sie nach ihrer Gefährlichkeit zu beurteilen und die Reihenfolge der Bekämpfung festzulegen, die Waffen-, Munitions- und Feuerart anzuweisen, die Ziele zuzuweisen, die Feueraufgaben zu stellen und das Feuerkommando zu erteilen. Es obliegt ihnen, das Schießen ihrer Einheiten zu beobachten, das Feuer der Schützen zu korrigieren, wenn nötig zusammenzufassen oder zu verlegen sowie ständig über den Munitionsverbrauch informiert zu sein.

Feuerleistungs- und Feuermöglichkeiten

Sie drücken die Größe einer Zielfläche oder die Anzahl und Art der Ziele (Umfang der Feueraufgabe) aus, die eine Einheit, eine Waffe oder ein Waffensystem in einer bestimmten Zeit bzw. mit einer bestimmten Munitionsmenge bei einem festgelegten Bekämpfungsgrad (z. B. Niederhalten oder Vernichten) bekämpfen kann.



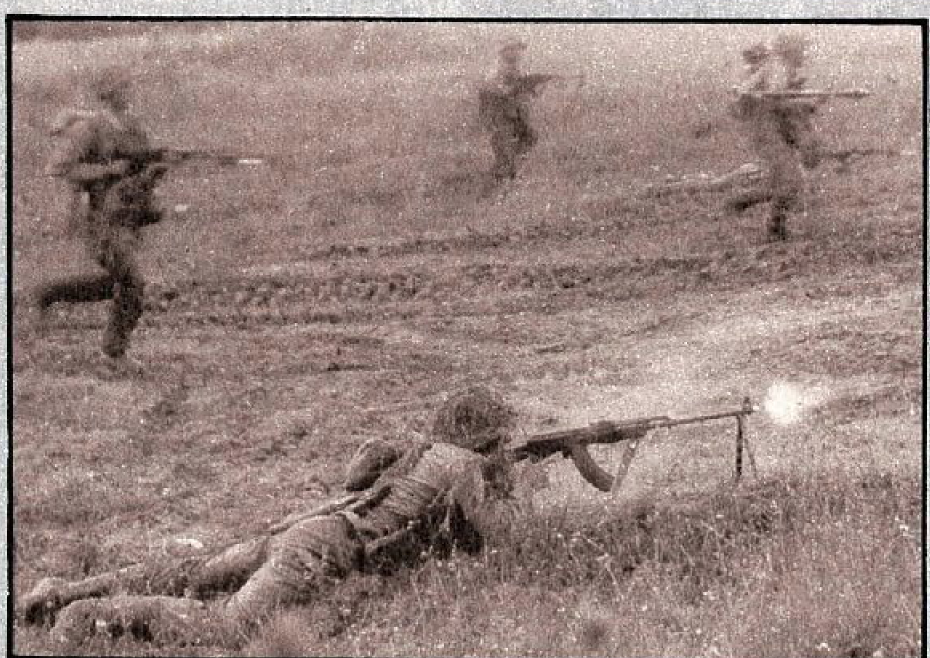


◀ ▼ *Richtschütze Gefreiter Weber und sein SPW 70. An diesem Tage ist Genosse Weber in der Reservistenkompanie Möckel der beste Schütze: keine Scheibe, die seine Geschoßgarben erreichen können, bleibt stehen.*



▼ *Abgesessen und in Gefechtsordnung greift die mot.Schützenkompanie Möckel an. Gut auf diese Phase der Handlungen durch Kompaniechef, Zug- und Gruppenführer vorbereitet, finden sich die Soldaten schnell auf dem Gefechtsfeld zurecht, erkennen und bekämpfen sie die ihrer Waffe zukommenden Ziele (Scheiben).*





▲ *Während der IMG-Schütze den „Gegner" niederhält, geht die übrige Gruppe in weiten Sprüngen vor.*

zelnen Schützen". Es sind die Waffen in der günstigsten Position, die das Feuer führen, und es wird, wo nötig, das Feuer der Gruppen oder Züge zusammengefaßt, verteilt oder verlegt. Obwohl Löcher, Gräben und andere Hindernisse die Gefechtsordnung immerzu bedrohlich auseinanderreißen, gelingt es der Kompanie doch wieder bald aufzuschließen. Niemals reißt die Befehlsübermittlung ab. Von Mann zu Mann werden die Zielzuweisungen und Feuerkorrekturen des Kompaniechefs, der Zug- und Gruppenführer weitergegeben. Keiner der die angreifende Kompanie „attakkierenden Panzer" entgeht ihren Panzerbüchsenschützen. Sie geben am Ende des Schießens sogar noch wertvolle Munition zurück.

Noch vor der offiziellen Einschätzung durch den Bataillonskommandeur sagt einer der Schiedsrichter, der den Angriff der Kompanie begutachtete, zu Leutnant Möckel: „Sie haben mit Ihrer Kompanie 25 % mehr Ziele bekämpft als die achte. Glückwunsch, das wird zählen ...!"

Auch der Leutnant kann die Freude über den Erfolg kaum verbergen. Dem Major antwortet er: „Das lag allein an der Feuerleitung. Wir haben uns gründlich auf dieses Gefechtsschießen vorbereitet."

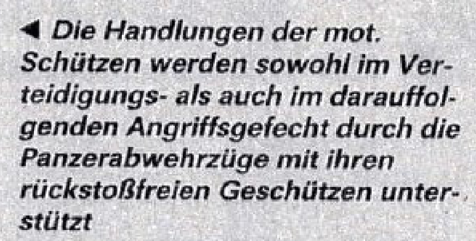
Der Anschein also, daß dem einzelnen im Gefecht und in einer Übung kaum Raum für Initiative bleibt, trügt. Wenn auch dem Militär befohlen wird, und das bis zum letzten Soldaten, wo und wie er zu handeln hat, offen bleibt ihm dennoch, mit welchem Engagement er es ausführt.

Leutnant Möckel beherzigte die Gefechtsvorschrift. Darin heißt es nämlich: „Das Feuer ist eines der grundlegenden Mittel zur Vernichtung des Gegners im Gefecht ..." Gut zu schießen, hatte der Bataillonskommandeur befohlen. Wie zu erreichen sei, daß die Soldaten seiner Kompanie besser und eben auch schneller schießen, dafür hatte der Kompaniechef völlig freie Hand. Frühzeitig informierte er seine Soldaten über die zu erwartenden taktischen Situationen, schuf so günstige Voraussetzungen für eine straffe Feuerleitung als den Weg zu hoher Effektivität des Feuers. Neu ist das nicht. Für die Intensivierung von Gefechtshandlungen gibt es erprobte Methoden; man muß sie nur konsequent anwenden.

Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer







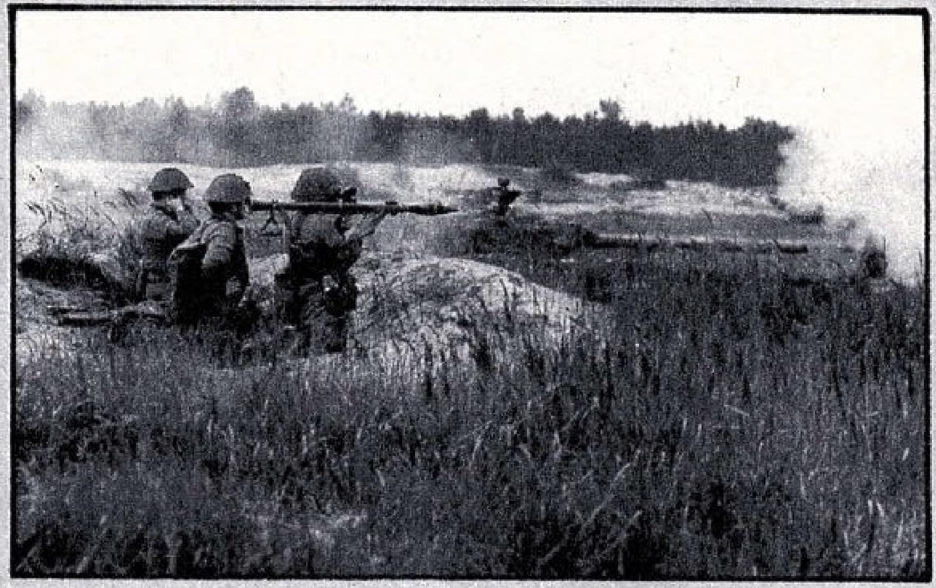
◄ *Die Handlungen der mot. Schützen werden sowohl im Verteidigungs- als auch im darauffolgenden Angriffsgefecht durch die Panzerabwehrzüge mit ihren rückstoßfreien Geschützen unterstützt*

▼ *Über die Granatwerferbatterie verfügt der Bataillonskommandeur. Er leitet ihr Feuer und nutzt es, um Flächenziele oder Ziele hinter Deckungen zu bekämpfen.*

▼ *Gestaffelt ist die Panzerabwehr der Kompanie Möckel. Sollte der soeben schießende Panzer das Ziel verfehlen, ist der Panzerbüchsenschütze bereit, die näherkommende Scheibe mit seiner Granate zu bekämpfen.*

▼ *Unterstützt von Panzern, gehen die mot. Schützen nach Abwehr des „gegnerischen" Angriffs selbst zum Gegenangriff über*





postsack

Für die Zukunft festgehalten

Die Chronik der 2. OS „Erich Weinert" in Eisenhüttenstadt hat eine Rubrik „Wir hören von ehemaligen Schülern". Hier werden Presseartikel u. ä. eingeheftet. Nun ist auch die Reportage „Den Kopf ein Stückchen höher" (AR 11/88) dort gelandet, weil Bild und Text uns mit der jetzigen Tätigkeit unseres ehemaligen Schülers Jörg Fabian bekanntmachen, der als Oberfeldwebel in einer Panzerjägerbatterie dient. Seine früheren Lehrer grüßen ihn recht herzlich.
Vera Rückert, Eisenhüttenstadt

Wahnsinnig

... viele Zuschriften habe ich auf meinen Briefwechselwunsch in der AR bekommen. Ich kann sie unmöglich alle beantworten, deshalb bedanke ich mich bei allen. Bitte nicht böse sein, wenn kein Schreiben eintrifft!
Susanne Scharf, Magdeburg



Unterschiedliches erkannt

Aus Ihren Berichten habe ich den Eindruck gewonnen, daß vieles getan wird, um den Soldaten nicht nur solides militärisches Können beizubringen, sondern auch Möglichkeiten für die Freizeitgestaltung in der Kaserne zu schaffen. Allerdings scheint es mir manchmal, daß es gerade bei letzterem noch auffallende Niveauunterschiede gibt, die wohl nicht nur aus objektiven Grenzen resultieren.
Silvia Pommeranz, Berlin

Licht und Schatten

Bis Dezember 1988 war ich Unteroffizier bei den Grenztruppen. Mein Dienst als Funker machte mir sehr viel Freude, es gab fast nichts Schöneres mehr. Ich sammelte viele Erfahrungen; es war auf keinen Fall eine verlorene Zeit. Während der Dienstzeit lernte ich auch meinen jetzigen Mann kennen, ich bin sehr glücklich. Nicht so sehr gefiel mir, daß ich außerhalb der Dienststelle in einer sehr simplen Unterkunft untergebracht war. Obwohl ich mehrmals darauf hinwies, änderte sich nichts. Auch war es nicht möglich, nach Dienst irgend etwas zu unternehmen, es wurde nichts organisiert.
Ulrike Kasch, Stendal

KONTAKTWÜNSCHE

Welche Offiziersschülerin schreibt mir?
Christine Zimmermann (18), H.-Grade-Str. 18, Aschersleben, 4320

Wünsche mir Post von weiblichen Armeeangehörigen.
Mario Jacobi (20), Eduardstr. 6, Berlin, 1130

Möchte mich gern mit einem Berufssoldaten schreiben.
Jens Burmeister, Bahnhofstr. 5, Fürstenberg, 1432

Männlicher Berufsunteroffizier sucht ebensolchen weiblichen.
Jens Thiel, Eichenallee 70, Borkheide, 1921

Tauchen ist mein Steckenpferd. Um Erfahrungen auszutauschen, suche ich Offiziersschüler, die auf diesem Gebiet ausgebildet werden.
Jana Littwin, KH „J. Auer", Erlengrund, L.-Fürnberg-Str. 20, Barth, 2380



Wer möchte sich mit einem Sowjetsoldaten austauschen? Ich kann Deutsch relativ gut.
Sersh Pustynnikow, Silikatnaja 265/55, Nikolajew 48, 32048 – UdSSR

Post von einem weiblichen Berufssoldaten erwartet
Unteroffizier Hendrik Schrader, Mehringstr. 2, Magdeburg, 3027

Einen Besuch wert

An der Koberbachtalsperre bei Langenhessen im Kreis Werdau, Bezirk Karl-Marx-Stadt, liegt seit langem ein ausgemustertes Minenleg- und -räumboot vor Anker (Foto). Ein beliebtes Ausflugsziel für jung und alt. 1988 gaben Matrosen des Patenschiffes MS „Werdau" dem Boot einen neuen Anstrich und restaurierten den Bootssteg, auf dem täglich viele Schaulustige aufs Schiff kommen, um es von außen und innen zu begutachten.
Feldwebel d. R. Jürgen Fuchs, Karl-Marx-Stadt



Aus den Augen, aus dem Sinn?

Es heißt zuweilen, daß Mädchen ihre Jungs während der Armeezeit verlassen würden. Deshalb – so finde ich – müßten Soldaten doch froh sein, wenn sie ein Mädchen finden, welches 1½, 3 oder noch mehr Jahre auf ihn wartet. Ich bin aber einigen Armisten begegnet, die nur ihr Vergnügen suchten, das Mädchen allein zurückließen, ja, sich nicht einmal verabschiedeten. Mich würde interessieren, wie andere darüber denken.
Annette Schmidt, Annaberg

AR erwartet Eure Briefe.

Kunst vom Soldatenmagazin

Ausgezeichnete Resonanz fanden Grafiken der AR-Bildkunst im Jahre 1988 in der Kleinen Galerie des Kulturbundes, Klubhäusern und Jugendklubs des Kreises Riesa. Auch 1989 erfolgen mehrere solcher Ausstellungen. So werden

ÜBRIGENS soll man mit seiner Meinung nicht hinter den sieben Bergen halten.

Lehrlinge und Pädagogen einer Betriebsschule, deren internationale Gäste, Studenten und Mitarbeiter der Ingenieurschule für Walzwerk- und Hüttentechnik sowie die Besucher des Klubhauses „Pneumant" Grafiken, die im Auftrag des Soldatenmagazins entstanden sind, betrachten können.
Klaus Uschner, Riesa

Sehr viel gelernt

Ich bin ein Fan der AR, lese sie seit neunzehn Jahren regelmäßig. Von 1977 bis 1980 leistete ich meinen Ehrendienst bei der Volksmarine auf der Insel Rügen. Natürlich gab es nicht nur Sonnenschein, sondern auch Schattenseiten, doch es gibt ein Sprichwort: „Das Leben ist hart, aber es übt kolossal." Sehr viel habe ich gelernt, vieles begriffen, was mir heute zu gute kommt.
Maat d. R. Werner, Frauenstein

Verseschmiede

Die Preisfrage im Kreuzworträtsel 1/89 („Armeemuseum") regte Ursula Hacker zu einem Vierzeiler an:

Vielseitig und hochinteressant
ist das Armeemuseum in unserem Land.
In meiner schönen Heimatstadt Dresden
besucht man es wieder, ist man einmal dagewesen!

Stabsfeldwebel Jens Lieberwirth reimte so:

Wo steh'n die Panzer klein und groß,
wo wird man seine Neugier los,
wo ist Betrieb den ganzen Tag,
wo läßt der Andrang niemals nach,
wo zieht's die „Kleinen" hin und her?
Im Armeemuseum der DDR.

Mit „Fichte" verbunden

Nun bin ich seit 5 Jahren kein Grenzer mehr, und gerade deshalb lese ich die AR und die VA besonders gern. Als ehemaliger Fähnrich ist man mit der „Fichte" (so nannten wir die Grenztruppen) verbunden. Meine Brüder dienen als Berufsoffizier und Berufsunteroffizier ebenfalls bei den Grenzern.
Fähnrich d. R. Peter-Thomas Steep, Vetschau

diskuzeit

„Dienst auf Zeit – zu zweit?" So hieß unsere Umfrage im Januarheft, bei der es darum ging, wie Liebes- und Ehepaare Probleme, die ein Längerdienen mit sich bringt, bewältigen. Dazu äußern sich noch andere Leser:

Einen Nenner finden

Ich beglückwünsche all diejenigen, die ihre 3 Jahre meistern. Wenn man diesen Schritt geht, sollten beide versuchen, ihre Gedanken auf einen Nenner zu bringen. Der Wille, die Stärke der Liebe und das Vertrauen zählen, dann sind die 3 Jahre auch nur eine kurze Zeit für einen.
Martina Wagner, Eggesin

Wie wichtig ist die Sache?

Wir kannten uns schon lange, als er für 3 Jahre zur Armee ging. Doch wer freut sich schon, den Freund mehr per Brief als in natura bei sich zu haben? Wenn man aber begriffen hat, wie wichtig und notwendig solch eine Sache ist, dann ist es richtig, wenn man sich einig ist.

Ich jedenfalls habe meinem Schatz Mario nicht in seine Entscheidung hineingeredet.
Dana Kubiak, Polenz

Fair bleiben

Von Stabsfeldwebel Christian Gruhn ist es ja schön, daß er seine Unfairneß seiner damaligen Freundin gegenüber zugibt. Wenn er ihr aber rechtzeitig seinen Entschluß, weiter zu dienen, mitgeteilt hätte, brauchte er später ganz bestimt keinen Partnerinnenwechsel zu machen. Ich würde mich auch nicht vor vollendete Tatsachen stellen lassen.
Stamm, Neumädewitz

alles, was RECHT ist

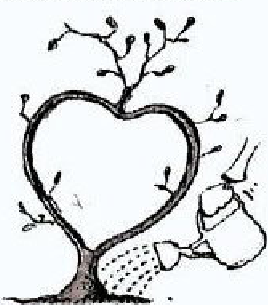
Ganz in Familie

Ich bin jung verheiratet, wir haben ein Kind. Vergeblich bemühte ich mich im vergangenen Jahr um einen Ferienplatz für uns drei. Nun erfuhr ich von derartigen Möglichkeiten über „Jugendtourist". Wie sieht die Lage aus; habe ich auch als Armist eine Chance?
Feldwebel René Schering

Jeder Jugendliche – auch Armeeangehörige – im Alter bis zu 25 Jahren kann sich bei der Kreiskommission von „Jugendtourist" für eine Familienreise bewerben. Das Angebot besteht im Inland für das ganze Jahr über, dafür stehen speziell auf solche Gäste eingestellte Jugendtouristikhotels, Jugendherbergen sowie das Erholungszentrum am Scharmützelsee bereit. Es gibt Reisen über 7 und 14 Tage. Eine Familie mit einem Kind bezahlt pro Aufenthaltstag – also für Unterkunft, Beköstigung, Programm – 20 bis 25 Mark. Kinder werden in der Regel ab 2. Lebensjahr aufgenommen.

gruß und kuß

Stabsfeldwebel Heuer erhält je ein Küßchen von seinen beiden Mäusen Basti und Line sowie seiner Frau, die ihn sehr lieb hat und auch weiterhin fest zu ihm halten wird. Tausend Küßchen dagegen gehen an Obermaat Uwe Leschnikowski von seiner Kerstin, an Gefreiten Gerd Meyer von Susanne sowie an Unteroffizier Sven Reinhardt von Sabine, die zugleich die Zimmergenossen Rico und Mario grüßen läßt. Weiterhin Treue versichern Simone Brussig dem Unteroffizier Jens Bucher, Carola P. ihrem Feldwebel Thomas Holmelin, Ricarda Beyer dem Unteroffizier Kay Tarabo. Ganz lieb hat Andrea aus Falkenberg ihren Soldaten Jörg Ziesmann und Daniela aus



Dresden ihren Schatz Heiko Schiller, sie wird die drei Jahre zu ihm halten. Ulrike Kasch, ehemaliger Unteroffizier und Funker, grüßt ihre früheren Mitstreiter Andreas Haß und Dietmar Theile. Ebenfalls Grüße bestellt Unterleutnant Karsten Dähn allen OaZ der Sektion Mot. Schützenkommandeure der OHS, die den dortigen Lehrgang 1987/88 absolvierten.

Schreibt also Eure Meinung an Redaktion Armee-Rundschau, PF 46130, Berlin, 1055

gefragte fragen

Wieviel Tage?

Ende August 1989 werde ich entlassen. Wieviel Urlaubstage stehen mir zu?
Unterfeldwebel Stefan Papst

Ein Unteroffizier auf Zeit im dritten Dienstjahr, der 1989 noch acht Monate dient, erhält einen anteilmäßigen Erholungsurlaub von 18 Tagen.

Akademische Grade?

Ich kann mir vorstellen, daß Lehrer einer Offiziershochschule allerhand hohe Qualifikationen besitzen müssen. Bestimmt gibt es da auch Doktoren, vielleicht sogar Professoren. Wie sieht's damit in der OHS der Landstreitkräfte aus?
Harald Knautsch, Fürstenwalde

Dort wirken 7 Professoren, 4 berufene Dozenten, 87 Doktoren eines Wissenschaftszweiges.

Ausländische Soldaten

Hat Frankreich noch seine Fremdenlegion?
Unterfeldwebel Dieter Allmert

Ja, ihre etwa 8000 Mann sind sowohl im Mutterland als auch in Übersee stationiert.

S-Urlaub gerechtfertigt?

Ich ziehe aus dem Elternhaus in eine Wohnung in einer anderen Gemeinde. Meine Bitte um Sonderurlaub wurde vom Kompaniechef abgewiesen, da ich im Elternhaus über keinen eigenen Haushalt verfüge, und laut Dienstvorschrift bekämen nur diejenigen Sonderurlaub, die einen Wohnungswechsel mit eigenem Haushalt vornehmen.
Unteroffizier Harald Tauscher

Das stimmt. Jedoch: Eigener Haushalt ist nicht gleichbedeutend mit eigener Wohnung. Wird durch den Wohnungswechsel ein eigener Haushalt gegründet, so kann in diesem Fall auch Sonderurlaub gewährt werden – so die Auffassung der Rechtsabteilung im Ministerium für Nationale Verteidigung.



Die Fortsetzung

Wann kommt der zweite Teil des Typenbuchs „Flugzeuge und Hubschrauber" heraus?
Thomas Schilling, Dallgow

Voraussichtlich am Jahresende 1989.

Wer kommt für die neue Sohle auf?

Wer ist für die Bezahlung der Instandsetzung meines Schuhwerks verantwortlich? Ist der B/A-Dienst nicht zum Ersatz der Aufwendungen verpflichtet?
Hauptmann Udo Stein

Berufssoldaten sind für derartige Reparaturen selbst zuständig und haben sie auch zu bezahlen.

Wiedereinberufung?

Aus gesundheitlichen Gründen mußte ich den Grundwehrdienst schon nach vier Monaten beenden. Kann ich da nochmals einberufen werden?
Karsten Sieling, Dresden

Ja, sofern Sie wieder gesund und diensttauglich sind. Gemäß § 30 (5) des Wehrdienstgesetzes vom 25. März 1982 (GBl I Nr. 12 S. 221) ist das bis zum 31. Dezember des Jahres möglich, in dem Sie das 26. Lebensjahr vollenden. Ab einer geleisteten Dienstzeit von drei Monaten wird diese angerechnet, so daß Sie dann noch 14 Monate zu dienen hätten.

Erinnerungsgeschenk

Armeeangehörige erhalten bei ihrer Entlassung Reservistentücher. Seit wann gibt es dieses nützliche Souvenir?
Unteroffizier Harald Steffen

1968 konnten es sich Reservisten erstmals um den Hals binden.

Und wenn 2 Monate fehlen?

Ich nehme in diesem Jahr wieder an der Bestenbewegung teil. Nun werde ich allerdings schon Ende August, also vor Beendigung der regulären Ausbildungsperiode, wie andere Unteroffiziere auf Zeit vorzeitig entlassen. Steht mir das Bestenabzeichen trotzdem zu?
Unteroffizier Mario Hallert

Auch in diesem Falle können Sie ausgezeichnet werden, sofern Sie die Bedingungen für den Bestentitel erfüllen.

Wieviel Blauhelme?

Die Verleihung des Friedensnobelpreises an die UN-Truppen fand in unserem Zug große Zustimmung. Wieviel Armeeangehörige stehen eigentlich unter den blauen UN-Helmen, und sind auch Soldaten aus sozialistischen Ländern dabei?
Fähnrichschüler Torsten Sonntag

Rund 10000 Personen zählen derzeitig diese Truppen und Beobachtergruppen, die in acht Gebieten der Erde eingesetzt sind. Die Soldaten werden von 35 UNO-Mitgliedsstaaten gestellt, darunter Polen, Ungarn, Jugoslawien, die UdSSR und die ČSSR.

hallo, ar-leute!

Ein Bild, das beeindruckt

Zum Beitrag „Schäwes Nachtschichten" im Januarheft:

Mein Sohn Olaf war Unteroffizier in der dortigen Dienststelle. Zur Bildeinweihung erhielt er eine Einladung, und da ich mich für derartiges interessiere, bekam ich auf meine Bitte hin ebenfalls ein solches Schreiben. Ich erlebte eine Veranstaltung von hohem Niveau. Dem Laienkünstler Feldwebel Jörg Schäwe ist ein hervorragendes Triptychon (Foto: Ausschnitt) gelungen. Nichts dokumentiert, finde ich, den friedlichen Charakter unserer Armee überzeugender als so eine beachtliche künstlerische Arbeit.
Karola Tertel, Fürstenwalde



AR-Ratgeber „Berufsunteroffiziere"

Fragen und Antworten dazu im Heft 10/88 sind Ihnen sehr gelungen, sie werden als treffend und jugendgerecht eingeschätzt. Es han-

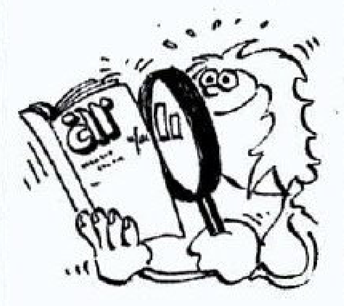
postsack

Redaktion: Horst Spickereit
Fotos: Fuchs, Mayer, Manfred Uhlenhut
Vignetten: Achim Purwin

delt sich auch um Fragen, die uns am häufigsten gestellt werden. Wir haben den Text abgeschrieben, mit Bildern versehen in eine Folienmappe geheftet und benutzen ihn als Informationsmaterial für unsere Besucher. Die Arbeitsgruppe „Berufe der NVA" bei der Sektion Berufsberatung im Bezirkskabinett hat den Text für alle 24 Berufsberatungszentren des Bezirkes Karl-Marx-Stadt vervielfältigt.
Direktor Kröber, Berufsberatungszentrum Stollberg (Erzgeb.)

Nackedeis auswechseln

Ich verstehe nicht, warum Ihr im Mini-Magazin nur nackte Frauen zeigt und nicht mal einen nackten Mann.
Katrin Stemal, Cösitz



Wo bleibt die 6.?

6 Soldatenauszeichnungen soll der von Ihnen auf Seite 94 im Januarheft abgebildete Gefreite haben. Auf dem Foto sehe ich nur 5, oder sollte die „Krawattennadel" ...?
Bernd Dabow, Cottbus

Träger des Militärsportabzeichens haben an der Uniform nicht noch das Sportabzeichen der DDR anzuheften. Leider vergaßen wir das zu erwähnen, um militärisch nicht eingeweihte Leser vor Mißverständnissen zu bewahren.

Weiter so

Ich wünsche mir, daß Ihr mit Eurer AR so weiter macht wie bisher. Sie ist eine echte Bereicherung für jeden Soldaten, und vor allem für die, die es noch werden. Auch ich lese die AR schon viel länger als ich diene.
Soldat Thomas Schmenkel

Seit über 10 Jahren

... bin ich ständige Leserin der AR. Damals hatte ich sie mir nur wegen des Kreuzworträtsels gekauft, aber das ist seit langem nicht mehr so. Mit Anteilnahme verfolge ich im Soldatenmagazin die Entwicklung unserer Streitkräfte, wie sie ihre Aufgaben in einer heute nicht leichten Zeit lösen.
R. Müller, Ludwigslust

Geklärtes

„Was ist Sache?" findet bei mir besondere Aufmerksamkeit, bilden doch die dort behandelten Themen eine Grundlage, um Vorschriften besser zu verstehen und helfen so mit, verschiedene Fragen des militärischen Alltags zu klären.
Oberfähnrich Ralf Schuldt

Warum einfach, wenn's umständlicher geht

Interessant fand ich den Beitrag über den Dekathlon-Wettbewerb (AR 12/88). Selbst der Autor wußte mit dieser Wortschöpfung beim besten Willen nichts anzufangen. Ich frage mich, ob die Veranstalter hier nicht eine schlichtere, verständlichere Bezeichnung hätten finden können. Wie wär's mit militärischer Zehnkampf, Zehnertest oder etwas ähnlichem? Dann hätte selbst ein Nichteingeweihter sofort eine Vorstellung von einem derartigen Kräftemessen gehabt.
Jörg Schuster, Weimar



6 Seiten?

Die Postsackseiten finde ich besonders gut. Die könnte man eigentlich noch ausweiten!
Constanze Schaefer, Leipzig

Mißliches

Was mir nicht gefällt, ist die farbliche Gestaltung mancher Seiten, besonders dann, wenn blaue Schrift auf schwarzen Untergrund gedruckt wird. Das strengt die Augen doch sehr an.
S. Jaenicke, Ketzin

Zweifel

Seit über einem Jahr bin ich eifrige Leserin der AR und immer wieder beeindruckt, wie manche über die Armee denken. Ich habe schlechte Erfahrungen mit ihr gemacht; während der Armeezeit habe ich mich scheiden lassen, weil wir uns immer mehr auseinanderlebten. Nach der Trennung habe ich mir mal die AR gekauft, um mich mit den Armeeproblemen zu befassen. Nun bin ich fast der Meinung, daß ich zum Teil selbst daran schuld bin, daß es zur Scheidung kam.
Ilona Schleicher, Arnstadt.

Für den Tagesgebrauch

Ihre Darlegungen zum Imperialismus in „Was ist Sache?" Heft 1/89 waren sehr aufschlußreich. Hintergründe und Zusammenhänge wurden in einer sehr überzeugenden Art erläutert, wie man sie im täglichen Gespräch braucht. Unsere Jungens reden ja nicht nur über Autos und Mädchen ...
Erich Fritzsch, Oberlungwitz



Der AHA-Effekt

... des nächsten Heftes wird (hoffentlich!) ein Exklusivinterview mit Prof. Dr. Dieter B. Herrmann. Wir fragten ihn: Gibt es noch Weltgeheimnisse? Schindet ein Astronom mehr Stunden aus einer 24-Stunden-Tour um die Sonne heraus? Was hält der Direktor der alten Archenhold-Sternwarte und des neuen Berliner Großplanetariums von der Existenz außerirdischer Lebewesen? Desweiteren präsentiert AR Kuriosa aus der Waffengeschichte, berichtet über einen heutigen Schießplatz unserer Landstreitkräfte und stellt Udo den Großen vor. Ein Report über Angola trägt den Titel: „Die Schlacht von Cuito Cuanavale". Wir machen Euch mit einem sowjetischen mot. Schützenzug bekannt, in dem auch ein gläubiger Moslem dient, und informieren über die Anfänge der chemischen Aufklärung. Es gibt zwei neue, speziell für das Soldatenmagazin geschriebene Geschichten aus dem Armee-Alltag, eine große Solidaritätsversteigerung und auch ein neues Mini-Magazin

in der nächsten

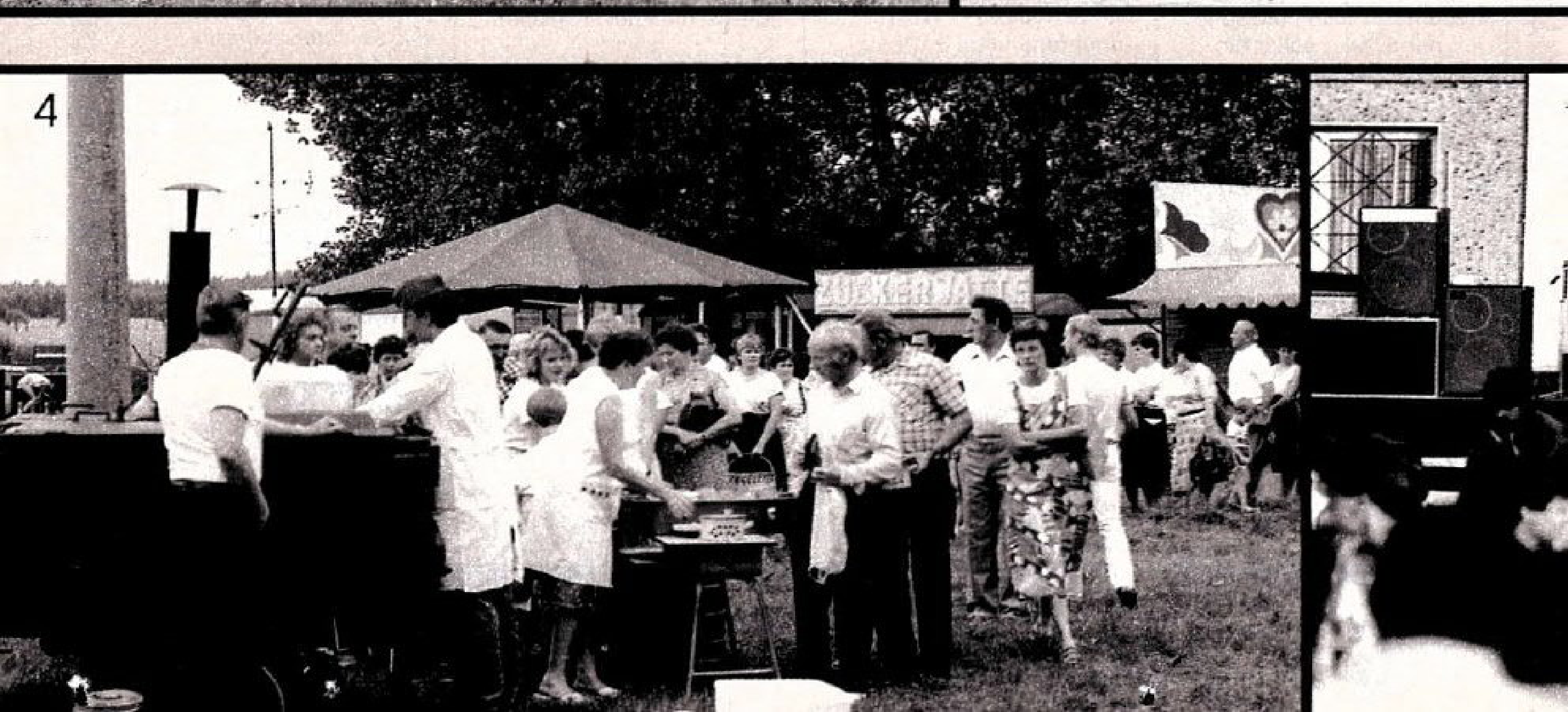


Vier tolle Tage

Saure Wochen gibt es genug bei den Fla-Raketentruppen. Besonders, wenn sie im Diensthabenden System zur Sicherung des Luftraumes stehen. Da haben sie sich ein frohes Fest redlich verdient – mit Familie, mit Kind und Kegel. Und auch mal ohne Uniform. Und so konnte Leutnant Thomas Engel im Truppenteil „Jaroslaw Dombrowski" eine Menge Fest-Eindrücke sammeln, waren es doch

1

2



4



1 – Die Militärmusik spielt auf
2 – Waffenbrüder am Volleyballnetz
3 – Bademoden von einst (und heute)
4 – Gleich gibts Erbsen aus der Gulaschkanone
5 – Dancing mit „Opus 3"



Nicht alle Feste werden gefeiert, wie sie fallen. Es gibt auch welche, die ihren festen Platz im Kalender haben. Im Fla-Raketenregiment „Jaroslaw Dombrowski" wird neben den allgemein bekannten ein weiteres begangen: des Fest der sozialistischen Soldatenfamilie. Jedes Jahr über ein Sommer-Wochenende, von Freitag bis Montag, finden sich die Berufssoldaten und ihre Angehörigen, die Einwohner der Gemeinde und eine Menge Gäste zusammen, um sich gemeinsam zu erholen, ausgelassen zu sein, Spaß zu haben.

Auf dem Festplatz vor dem Dorfkonsum erlebte ich ein buntes Treiben: Bratwurstduft kitzelte die Nase, aus Lautsprechern schallten Popmusik und Schlager, ein Luftgewehrschießstand mit Papierblumen und Sachpreisen lockte die jugendlichen „Scharfschützen" und nebenan fielen scheppernd Büchsenpyramiden,



Und zwischendurch ein bißchen Artistik auf dem Festplatz ...

brachten den erfolgreichen Werfern mit dem „Sockenball" Punkte und Gewinne ein. Jugendlicher Wagemut war an der Schiffsschaukel zu erleben: wer am höchsten hinaufkommt, ist anerkanntermaßen der Größte. Mein Weg führte mich vorbei an der Zuckerwattebude bis zur Kegelbahn, aufgebaut von Soldaten; mit Kraft und Geschick wurde um den Dorfpokal gekegelt.

Das Größte auf dem Festplatz war das Bierzelt, flächenmässig gesehen. Immerhin mußten hier, sollte es regnen, alle Gäste Platz finden. Und in der Tat, Petrus zeigte sich nicht von seiner besten Seite. Hin und wieder öffnete er seine Schleusen, und dem sich tummelnden Volke war ein Dach überm Kopf willkommener Schutz. Bei Bier und Limo hielt man es gut aus. Großen Zuspruch hatte auch die kleine „Videothek über der Theke". Idee und Anlage stammten von Kreiskulturhaus-Leiter Matthias Schmidt. Die Leute rückten etwas dichter zusammen, und schon hatte jeder Platz und Muße, um sich an den neuesten 'Clips mit Michael Jackson, den Dire Straits und anderen Pop-Stars zu erfreuen.

Die vier tollen Tage waren jedoch überwiegend heiter. Und das im doppelten Sinn: Heiteres Wetter (im allgemeinen) das eine, heitere Stimmung das andere und folglich das Bestimmende. Mit dem Herzen dabei auch Leutnant Andreas Brückner und seine Familie. Der 2,04 m „lange" junge Offizier war nicht zu übersehen im Menschengewimmel. Für ihn und seine Frau Kathrin brachten die Festtage wohlverdiente Stunden der Entspannung, des Ausgelassenseins. Nach Abschluß seines Studiums gerade erst ein Jahr im Regiment, hält er als Instrukteur für Jugendarbeit praktisch den „heißen Draht" sowohl zum Rat der Gemeinde als auch zum Dorfklub in den Händen.

Bis vor dreizehn Jahren hielt sich das Fest der sozialistischen Soldatenfamilie im Rahmen der Wohnsiedlung der Berufssoldaten. Damit war eine gewisse Begrenztheit des Ganzen gegeben. Bald aber fanden die Verantwortlichen von Armee und Gemeinderat heraus, daß es besser wäre, das Soldaten-Fest und das Kultur- und Sportfest des Dorfes zusammenzulegen und gemeinsam auf die Beine zu stellen. Schließlich leben Truppenteil und Gemeinde nicht nur Tür an Tür, sondern in vielem wie eine große Familie zusammen. Und so wurde es fortan gehalten.

Zum diesmaligen Fest war der Bürgermeister nicht zu sprechen: er machte Urlaub. Und so kam ich mit Stabsfähnrich Fritz Irmscher ins Gespräch, dem ehrenamtlichen Stellvertreter. Er sagte, daß Zusammenarbeit und Arbeitsteilung mit den Jahren immer besser klappen. Beispiel: „Das Regiment macht die Verträge mit den Künstlern klar und schafft die nötige Technik ran. Rat der Gemeinde und Dorfklub kümmern sich um die Versorgung und die Gestaltung des Festplatzes – natürlich alles auf der Basis gemeinsamer Vorstellungen."

Dabei übernimmt man, was sich bei den früher zweigeteilten Festen bewährt hat. Aus den Aktivitäten der NVA-Wohnsiedlung beispielsweise die Sonnabendmorgen-Friedensmeile, die auch diesmal ein großes Starterfeld hatte; freilich keine Olympioniken, aber Leute, denen das Laufen echt Spaß macht. Mit vielen anderen war auch Familie Stange geschlossen am Start. Major Ulf Stange: „Allein schon das Motto verpflichtet uns, dabei zu sein. Hier zählt nicht der Sieg, sondern die Teilnahme." Und so spielte es im Endeffekt keine Rolle, daß Frau Katja und Sohn René weitaus später am Ziel eintrafen als das „Familienoberhaupt". Übrigens waren damit auch die letzten Reste von Müdigkeit vertrieben ...

Als die Sonne höher und höher gestiegen war, neigte sich die erste Hälfte des Tages ihrem Ende zu. Zum Festplatz zogen mehr und mehr Besucher – angelockt durch die überall in der Umgebung geklebten Plakate mit dem Programm. Von Peter Rauch, zuhause in Hoyerswerda, erfuhr ich, daß er jedes Jahr hierherkommt. „Mir gefällt es hier sehr gut", meint er. „Das kulturelle Niveau kann sich





sehen lassen und gibt mir was. Die Stimmung ist sehr gut, die kriegt man bei uns nicht so hin."

Wer nun aber meint, Feste der sozialistischen Soldatenfamilie hätten nur in unseren Breiten einen guten Ruf und viele Anhänger, der befindet sich auf dem Holzweg. Sowjetische Waffenbrüder aus dem Partnerregiment des Truppenteils „Jaroslaw Dombrowski" lassen sich nicht nur gern dazu einladen, sondern mischen kräftig mit an diesen Tagen. Wenn es ihr Dienstplan zuläßt, messen sie mit ihren Genossen der NVA die Kräfte am Volleyballnetz und finden sich mit ihnen zu Waffenbrüderschaftstreffen zusammen. Gewiß gab es dabei Sprachschwierigkeiten, aber die Sprache ist ja nicht das einzige Mittel der Verständigung. Dennoch, besonders wohlgefühlt hat sich in diesem Kreis Major Uwe Weinert, der einst in Kalinin studierte und sich nun seines Lebens in Freundesland erinnern konnte. Und daß die Welt ein Dorf ist, bestätigte sich auch für mich: Traf ich doch hier mit Hauptmann Wladimir Shelegeda einen Genossen, der in meiner Studienstadt Lwow sein Zuhause hat. In Kürze wird er seinen Dienst im dortigen Militärbezirk aufnehmen; da werden wir uns wohl nicht das letzte Mal begegnet sein ...

Während die Vatis sich mit ihren sowjetischen „Kollegen" unterhielten, Gedanken und Erfahrungen austauschten, war für die Kinder Gelegenheit, sich an Ados und Sloggies Spiel- und Lieder-Kiste zu vergnügen. Dort wurde gerätselt und gesungen, gescherzt und natürlich viel gelacht. Besonderer Höhepunkt: Vatis oder Opas Schnarchen nachzumachen, so lange, „bis die Hosen flattern". Und damit die Mütter nicht hinter den Herd mußten, sorgte die Feldküche des Regiments für das Mittagessen. Womit wohl? Na, traditionell mit Erbseneintopf.

Stärkung war auch nötig, denn anstrengende Abwechslung boten sowohl Verkaufsstände der Militärhandelsorganisation als auch der BHG. Da mußte man schon etwas Ausdauer und einen festen „Standpunkt" haben, um an Begehrtes heranzukommen: Lausitzer Keramik, Bekleidung, Berliner Kosmetikartikel und anderes mehr, ganz zu schweigen von der für die Grillsaison benötigten Holzkohle.

Andrang im Prinzip überall, also auch am Kuchenbasar der DFD-Ortsgruppe. Frau Irmscher und Frau Schwabe hatten vom Napfkuchen bis zur Kirschtorte alles im Angebot, was Backröhre und Können guter Hausfrauen hergeben. Das baldige Ende auch der letzten „Reserven" war deutlicher Beleg für die Qualität des Selbstgebackenen.

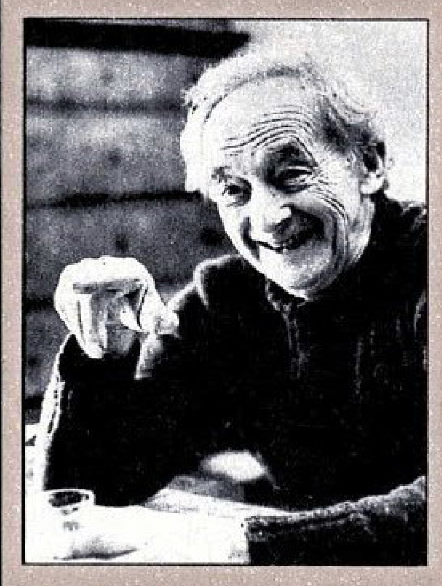
So schön und erlebnisreich die Stunden auf dem Festplatz waren, so anstrengend waren sie auch – zumindest für den Reporter. Demnach nutzte ich natürlich die Gelegenheit, sitzend das von einem Modesalon dargebotene Mitternachtsprogramm zu besehen: Nacht- und Badebekleidung im Wandel der Zeiten. Wurden zu Beginn des Jahrhunderts noch fast alle weiblichen Reize sorgfältig verhüllt, so zeigen sich die Modeschöpfer von heute wesentlich großzügiger, sparen an Stoff und Garn. Es ist wohl keine Frage, daß dies beim Publikum ankam – und die Hobbyfotografen auf den Plan rief. Auch Unteroffizier Junius legte einen Farbfilm ein, um das „Ereignis" für die Chronik des Truppenteils festzuhalten. Wie man sieht, wird Schönheit so unvergänglich gemacht ...

Die Abende klangen mit Musik und Tanz aus – ob nun mit der „Transatlantik-Disko" oder „Opus 3". Es lagen Melodien in der Luft, die auch mich nicht sitzen ließen. Einzige Spätfolge: aschgraue Schuhe, da der Tanzflächenbeton offenbar zu frisch und auch nicht gerade von allererster Güte war. Aber beim nächsten Fest der sozialistischen Soldatenfamilie plus Kultur- und Sportfest des Garnisonsdorfes wird alles (hoffentlich) noch viel, viel besser aussehen.



„Gut Licht!" durch einen Zivilbeschäftigten der Dienststelle ...

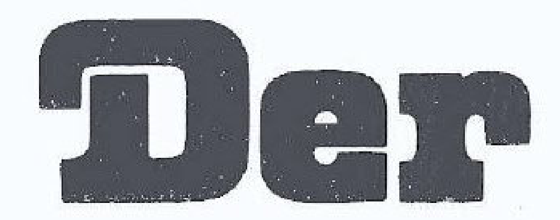
Bild: Leutnant Thomas Engel (5), Unteroffizier Wolfgang Junius (4)



Gerhard Goßmann

Der Altmeister der Buchillustration unseres Landes, der exzellente Zeichner und Radierer, der phantasievolle Maler, der Schöpfer der in AR 5/88 abgebildeten Bildkunstgrafik „Ich will mit dir leben“ nun auch zur Gilde der Schreiber gehörend? Die autobiografische Niederschrift „Der Gefangene“ ruhte seit Jahrzehnten unveröffentlicht im Fürstenwalder Schreibtisch des 77jährigen. Überrascht und beglückt vom Widerhall, den die Bildkunstgrafik bei der AR-Leserschaft gefunden hat, gab Gerhard Goßmann zu bedenken, ob das von ihm im Mai 1945 Erlebte heutigen Soldaten und den anderen jungen Leuten, die das Soldatenmagazin lesen, etwas zu sagen haben könnte. All jenen, denen daran gelegen ist, Gedanken und Meinungen über das Geschilderte zu äußern, sei schon jetzt herzlich gedankt. Zehn Einsender, die wir per Losentscheid bestimmen, erhalten eine Goßmann-Grafik. Alle Wortmeldungen sollen uns unter Hinzufügung von Beruf und Alter unter dem Stichwort „Der Gefangene“ erreichen. Die Adresse: Armeerundschau, PFN 46130, Berlin 1055.

Gerhard Goßmann



Der Offizier war jünger als ich. Mir fielen seine zarten Hände auf. Er trug zwei Ringe an der linken Hand. Der kleinere war ein Mädchenring. Ich kannte Ringe dieser Art. Meine Frau besaß vor dem Kriege einen ähnlichen. Er war schmal, aus Gold und mit einem kleinen blauen Türkis geziert. Einer der Soldaten, die mich gefangengenommen hatten, zog mir am Morgen meinen Ehering vom Finger. Ich konnte mich nicht dagegen wehren. Ich mußte es auch dulden, als ein polnischer Junge mir meine Schuhe auszog und mir seine durchlöcherten, abgetragenen hinwarf. „Zu groß und zu schwer für dich“, sagte der Soldat zu dem Polen, „gib sie dem Pan wieder zurück.“

Die beiden Bewaffneten, welche mich zu ihrem Offizier geführt hatten, verließen das Zimmer. Sicher war es früher das Vereinszimmer der Dorfkneipe gewesen. Jetzt war hier die Kommandantur. Ich stand mitten im Raum. Dann sah ich das Gesicht des jungen Mannes, der mich verhören wollte. Er saß auf einem Wirtshausstuhl hinter einem beschädigten Schreibtisch. Vor ihm lag ein Buch. Ich versuchte, den Titel zu erkennen. Er aber packte es zur Seite und legte ein Kartenblatt auf die Tischplatte. Sein Gesicht war schmal und bleich. Vielleicht war er ein Kaukasier oder Turkmene, die Russen hatten breitere und festere Gesichter. Er besaß große dunkle Augen und eine schmale dünne Nase. Seltsam, ich mußte mich an die Zeiten vor dem Kriege erinnern und dachte an einen Verleger, der 1935 aus Deutschland emigriert war. Ich wunderte mich, daß ich an diesen Mann denken mußte, denn ich stand ja als Gefangener vor einem sowjetischen Offizier. Nun blickte ich zum Fenster hinüber. Ja, es war Frühling, das grüne Weinlaub rankte vor den Scheiben, und die Spatzen schilpten. War es schon Mai? Sicher war es schon Mai, denn draußen vor dem Fenster blühte ein Fliederstrauch. Es war dunkelblauer Flieder, wie er auch in unserem Garten wuchs. Seit Monaten hatte ich den Kalender vergessen. Aber was bedeutete es, ohne Zeitrechnung zu leben.

„Setzen Sie sich, bitte, nehmen Sie einen Stuhl“, sagte der Offizier. Nun erst erwachte ich aus meinen Träumen und wußte, daß ich nicht mehr an den Frühling zu denken habe, sondern als Gefangener verhört wurde. „Von wo kommen Sie?“ „Aus dem Wald!“ „Aus welchem Wald? Zeigen Sie den Wald auf der Karte!“ Der Offizier wies auf das Meßtischblatt, das jetzt ganz aufgeschlagen vor ihm lag. Karten dieser Art kannte ich. Ich war seit einem Jahr Kartenzeichner in meinem Regimentsstab gewesen. Ich zeigte das kleine Waldstück, das 15 Kilometer nördlich von der Stelle entfernt lag, an dem wir heute vor Sonnenaufgang beschossen wurden und mich die Soldaten gefangen nahmen. „Wieviel waren Sie?“ „Wir waren vier Männer.“ „Und wohin wollten Sie?“ „Nach Berlin, nach Hause.“ „Nein, ich will wissen, wo Sie heute hinwollten.“ Ich wußte es selber nicht. Denn seit Wochen liefen wir in der Nacht so weit uns die Füße trugen. Ich blickte auf das Meßtischblatt und zeigte ein Waldstück, das 20 Kilometer entfernt lag. „Hierhin“, log ich, weil der Offizier eine Antwort wünschte. Der junge Mann

Gefangene

blickte mich an. „Nach Hause?" fragte er, „wir alle wollen nach Hause". Ich glaubte ihm. „Hatten Sie Waffen?" Warum sollte ich lügen, war doch noch Infanteriemunition in meiner Tasche. „Ja", antwortete ich. „Wir besaßen noch ein Gewehr." „Und was taten Sie damit?" Ich wußte, wie verfänglich diese Frage war. „Ich schoß damit." „Auf was schossen Sie? Auf uns?" Jetzt konnte ich die Wahrheit sagen, denn ich hatte nie auf einen Menschen geschossen, auch als Soldat im Regiment nicht. Ich sagte, daß ich damit nur Wild geschossen habe, um leben zu können, um nicht in die Dörfer gehen zu müssen, weil wir verborgen bleiben wollten. „Wie hieß Ihr Regiment, ich meine, welche Nummer hatte es?" „Ich gehörte dem Infanterieregiment 317 an." „Das ist vor drei Monaten eingekesselt worden, wissen Sie das? Ihr Regiment gibt es nicht mehr." Ich wußte es nur zu gut. Ich war ja selber in dem Kessel, aber ich bin liegengeblieben, als die Russen vorwärts stürmten und die Offiziere und die Soldaten der Stabskompanie flüchteten. Ich war in eine Kiefernschonung gekrochen und bin weitergeschlichen, als nicht mehr geschossen wurde und der Nebel in der Senke vor dem Waldstück aufstieg. Ich wußte, wie nahe ich an der Oder lag und kannte die Gegend aus meiner Kindheit. Wenn die Russen in Berlin einmarschierten, wollte ich hinter ihnen das gleiche tun. Nicht marschieren, sondern einfach und still bis in die Sybelstraße gehen, in der im Eckhaus mein Atelier lag, und neu anfangen. „Ja, ich weiß es. Ich weiß, daß das Regiment vernichtet ist", antwortete ich und sah auf das Kartenblatt und erkannte an der oberen Linie genau die Stelle, wo es untergegangen war. Der Offizier schien mich beobachtet zu haben. Ich blickte auf die sauber gescheuerten Dielenbretter. „Zeigen Sie mir Ihr Soldbuch", hörte ich ihn wieder. Ich zog es aus meiner zerrissenen Uniformtasche. Er blätterte in dem zerfledderten Ausweis. „Sie sind bald fünf Jahre Soldat gewesen. Sie sind ein Stabsgefreiter. Sie müssen kein guter Soldat gewesen sein." Ich wußte nicht, ob er mich kränken wollte, doch diese Kränkung wäre mir gleichgültig gewesen, denn nie-



„Ich wollte dem Offizier nichts von meinen Bildern sagen, die ich in Rußland gezeichnet hatte. Es waren viele Bilder menschlichen Leidens darunter, die ich nur wenigen zeigte, weil ich nicht allen traute."

Frühling in Karelien, kolorierte Pinselzeichnung, 1942



und Bekannte, die in Südfrankreich als internierte republikanische Kämpfer nach dem Sieg der Francofaschisten gehungert hatten. Der Offizier blickte mich schweigend an. „Nein, ich glaube, daß Sie ein guter Soldat gewesen sind", sagte er leise. „Bitte, wenn Sie rauchen wollen?" Er hielt mir ein silbernes Zigarettenetui hin. „Nehmen Sie ruhig eine Zigarette, und rauchen Sie." Ich hatte schon lange nicht mehr geraucht, ich wollte es auch nicht mehr, als wir keinen Tabak und keine Zigaretten mehr besaßen. Selbst den Machorka, den ich vor vier Wochen in einer verlassenen russischen Stellung fand, ließ ich im Graben liegen. Aber ich nahm die Zigarette des Offiziers und rauchte wieder.

Jetzt erst bemerkte ich, wie beschmutzt meine Hände waren. Den Mann vor mir schien ich beinahe zu vergessen. Ich dachte an die Furcht, die hinter mir lag. Ich ängstigte mich nicht. Plötzlich

Karelische Mutter, Pinselzeichnung, 1942

Grab eines Soldaten, Tuschezeichnung, 1941

mals wollte ich Soldat werden. Man zwang mich dazu.

Dieser Stabsarzt. Ich sah in meiner Erinnerung diesen feisten Kerl vor mir, der meine vorzügliche Tauglichkeit festgestellt hatte. Ich schämte mich nicht, ein schlechter Soldat gewesen zu sein. Wieder wirbelten mir die Erinnerungen durch den Kopf. Ich hörte Goebbels im Lustgarten schreien, Hitler aus dem Radio brüllen. Ich entfloh den Heilrufen der Massen zu beiden Seiten der Heerstraße, als Hitler und Mussolini durch Berlin fuhren. Ich sah mit Verachtung auf die Landsknechte der Legion Condor, die vor dem Alten Museum gefeiert worden waren und dachte an Freunde





und sah auf die Karte. Ich erwartete kein Mitleid von ihm, und ich hatte nichts vor ihm zu verbergen. Die Zigarette verglühte zwischen meinen Fingern. Ich legte den Rest in den Aschenbecher, der auf dem Tisch stand.

„Wohin wollten Sie?“ Das wußte er doch schon. „Sie sagten, Sie wollten nach Berlin. – Berlin ist kaputt, auch Rußland ist kaputt.“ „Ich habe keine Schuld daran“, entgegnete ich. Wieder wurde es still

Fortsetzung auf Seite 45

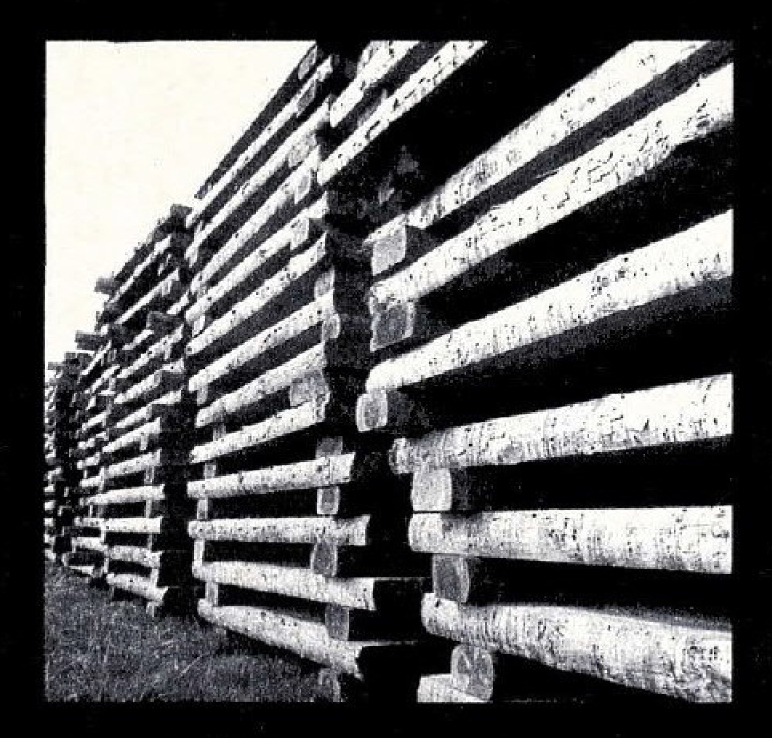
Toter Soldat, kolorierte Federzeichnung, 1943

Hungernde Kinder in Karelien, Pinselzeichnung, 1942

wußte ich, daß ich sprechen, laut sprechen kann und nicht zu flüstern brauche wie wir es so lange mußten, um uns nicht zu verraten. Ich muß sprechen, dachte ich. „Darf ich etwas sagen?“ unterbrach ich das Schweigen. Ich sah in die braunen Augen des Mannes. „Ich möchte Ihnen etwas sagen.“ „Bitte, sprechen Sie“, antwortete er und blätterte wieder in meinem Soldbuch.

„Vielleicht verstehen Sie mich nicht, oder glauben es mir nicht.“ Ich sprach ruhig und langsam und nahm meine Feldmütze ab. „Ich habe seit vier Monaten kein lautes Wort gesprochen, nur heute früh, als man mich gefangennahm. Ich habe zu keinem Menschen laut sprechen dürfen – Sie und Ihre Kameraden waren mir etwas Gefährliches. Ich kannte Sie nicht, und jetzt sitze ich vor Ihnen und spreche zu einem Menschen.“ Ich schwieg wieder und sah auf die schweren, festen Stiefel, die ich trug. „Ich hatte Angst“, fuhr ich fort. „Nun freue ich mich, daß ich gefangengenommen wurde.“ Der junge Offizier erhob sich






Stille ... wie auf dem






Schießplatz

Es gibt Jahreszeiten, da kehrt auf dem Schießplatz für kurze Frist die Ruhe ein. Stumm zeigen die gelbflackernden Rundumleuchten auf den Türmen vom Morgen bis zum Abend Sicherheit an für alle und alles vor der Feuerlinie. Die Lerchen zwischen trockenem Heidekraut und schilfigem Gras kennen ohnehin keine Scheu. Sie erheben sich ja selbst bei MPi-Geknatter oder Panzerbüchsenknall im rüttelnden Steigflug nur bis über die Schützenebene und lassen von oben ihr Getriller auf die Stahlhelmköpfe niederrieseln.
Die Idylle kann über Geschäftigkeit der Schießplatzmannschaft nicht hinwegtäuschen. Klein- und großkalibrige Treffer haben Spuren hinterlassen, die sich oft nur mit Schweißgeräten und dann mit Farbe tilgen lassen. Man könnte es Frühjahrsputz nennen, was sich da in aller Stille auf den Schießbahnen vollzieht. Technische Wartung der Steuergeräte und Seilzuganlagen, Erneuern der Scheibenfelder. Und dem rotweißen Farbanstrich an Begrenzungspfählen, Kennzeichen und Orientierungspunkten setzt die Natur am Rande des Platzes strahlendes Birkenstammweiß und zartes Blättergrün entgegen. Die einzigen weithin zu hörenden „Störenfriede" in dieser Schießplatzstille sind die futtergierigen Jungstare in knorriger Eichenhohlheit.

Übrigens: Wer mehr über die Tätigkeit einer Schießplatzmannschaft erfahren möchte, dem empfehlen wir einen Blick in die „Armeerundschau" 6/89.

Text und Bild: Oberstleutnant Bernd Schilling





Gabriele Meyer-Dennewitz, Malzirkel, Linolschnitt, 1988

100 Grafiken in der Blattgröße 60 × 42 cm können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 30 Mark

Die Leipziger Künstlerin Gabriele Meyer-Dennewitz, deren „Parisurteil" (AR 3/88) so viel Anklang fand, schuf für die Bildkunst des Soldatenmagazins erneut eine Grafik. Drei Druckstöcke, einzeln geschnitten und nebeneinandergedruckt, ergeben ein Gesamtbild, auf dem junge Leute beim Malen und Zeichnen dargestellt sind.

Auf der linken Seite sind es Soldaten, die sich zusammengefunden haben, um gemeinsam künstlerisch tätig zu sein. Geübt wird, einen Akt zu zeichnen, die komplizierteste Übung beim Erlernen des Handwerks eines Zeichners. Stimmen soll ja nicht allein die äußere Hülle, der ganze Mensch soll erfaßt werden. Proportionen werden gemessen und verglichen. Ein Hilfsmittel ist der Bleistift in der ausgestreckten Hand: Kneift man ein Auge zu und fixiert mit dem anderen über den Stift den Körper, hat man einen brauchbaren Maßstab. Es ist schwer, einen Körper so auf's Papier zu zeichnen, daß er auch „funktionsfähig" ist. Man muß um das Zusammenspiel der Muskeln und Sehnen wissen, die Funktionsweise und das Aussehen der Knochen und Gelenke kennen, auch wenn man sie unter der Haut eigentlich gar nicht sehen kann. Beherrscht man dieses Einmaleins nicht, wird es kaum gelingen, einen Menschen in Ruhe oder gar in Bewegung darzustellen. So heißt es immer wieder üben, üben, üben, schauen, beobachten, messen. Auch Anatomie muß man etwas studieren. Die Soldaten, die gewiß eine andere Beschäftigung in ihrer so kostbaren Freizeit finden würden, stellen sich dieser Aufgabe. Sie schinden sich, haben aber ihre Freude daran. Den menschlichen Körper richtig darstellen zu können, ist die Voraussetzung für künstlerisches Gestalten. Beherrscht man es, kann man Gefühlen Ausdruck verleihen, kann man Gedanken bildhaft gestalten, kann man zu einer Aussage kommen, die einem selbst wichtig ist und mit der man sich anderen mitzuteilen vermag.

Viele Soldaten in Arbeitsgemeinschaften des bildnerischen Volksschaffens tragen durch ihr Hobby nicht nur zur Ausgestaltung ihrer Unterkünfte, Arbeits- und Gemeinschaftsräume bei, sie bereiten ihren Kameraden auch Freude am Sehen, Entdecken und Nachdenken. So wie der eine Lieder komponiert, der andere Gedichte schreibt, ein dritter fotografiert oder ein vierter Computerprogramme erarbeitet, malen und zeichnen eben auch Soldaten. Jeder trägt auf seine Weise dazu bei, sich die Welt zu erobern und anzueignen, sich mit dem Leben künstlerisch auseinanderzusetzen. Wer Spaß daran hat, kann mitmachen.

Die Grafikerin lädt mit einem gestalterischen Kunstgriff dazu ein, denn sie hat an der linken Seite keine abschließende gerade Randlinie gezogen. Diese wird von einem Garderobenständer gebildet, an dem Soldatenmützen hängen. Man kann seine eigene dazuhängen und eintreten. Auf dem rechten Bild findet eine Umkehrung der linken Szene statt. Jungen Mädchen sitzt ein Soldat Modell. Es scheint recht lustig zuzugehen. Man lacht und schwatzt und fachsimpelt und übt sich nicht nur im Zeichnen. Man genießt das gemeinsame Arbeiten, das Zusammensein, den Rat, die Kritik und das Lob des anderen. Auch in diesem Zirkel agiert ein Modell. Auch hier wird Naturstudium als hohe Schule und Voraussetzung künstlerischen Schaffens betrieben. Wem das Zeichnen des menschlichen Körpers noch zu schwer ist, der versucht es vielleicht erst einmal mit einem Stilleben. Ein Tuch über eine Kiste gebreitet, der Topf mit den Pinseln, ein Blumenstrauß sind gleichfalls lohnende Objekte.

Als Verbindung zwischen den beiden Szenen schnitt die Grafikerin einen Baum mit fliegenden Vögeln und Pflanzen. Warum gerade ein solches Stückchen Natur? Vielleicht, weil sie der beste Lehrmeister und ihr Studium unerschöpflich ist? Vielleicht, weil sie unersetzbar und Gradmesser für all unser Tun und Handeln ist? Vielleicht, weil es noch immer viele unentdeckte Geheimnisse gibt, die es zu erkunden gilt? In jedem Falle sehe ich hier nicht nur ein formales Element, das die beiden eigentlich selbständigen Bilder miteinander verbinden soll.

Text: Dr. Sabine Längert



„Ein Falke spreizt die Flügel."

Diesen bildhaften Vergleich zur internationalen Wehrkundetagung in München hatte AP gewiß nicht zufällig gewählt. Und wenn ausgerechnet ein Beitrag zum Auftritt des damals für den Posten des USA-Verteidigungsministers vorgesehenen John Tower vor den 170 Spitzenpolitikern, Militärs und Wissenschaftlern der NATO so überschrieben war, mußten gewichtige Gründe dafür sprechen. Die gibt es in der Tat.

Schon bei vorangegangenen Wehrkundetagungen bewies Tower, daß er nicht zu den politischen Softies gehört. Doch diesmal gab er sein Debüt als vermeintlich künftiger Pentagon-Chef. Für die Öffentlichkeit Grund genug, in „privaten" Ansichten durchaus regierungsoffizielle Absichten zu erkennen. Und die können nicht optimistisch stimmen. „Wer geglaubt haben sollte", schrieb AP, „die Zeiten seien vorbei, in denen die Sowjetunion in den USA als ‚Reich des Bösen' (Ex-Präsident Reagan) galt, sah sich eines Besseren belehrt". Die UdSSR sei ein „Gegner, der jetzt mit subtileren Methoden arbeitet, welche die Einigkeit des Bündnisses in Frage stellen können", warnte der texanische Alkoholiker. Jene spitzfindigeren Methoden – daran blieb kein Zweifel – sind für das Pentagon die sozialistischen Abrüstungsinitiativen.

Daß Washington mit neuen Rüstungsforderungen reagiert, wenn der „potentielle Gegner" droht, die „Bedrohung" wegzunehmen, widerspricht freilich dem gesunden Menschenverstand. Somit bedarf es wohl einer besonderen, einer imperialistischen Logik, um das USA-Verlangen nach Modernisierung aller NATO-Streitkräfte – ihrer nuklearen wie konventionellen Komponenten – zu begreifen und die erpresserisch von den NATO-Partnern verlangte „Entschlossenheit" zu neuen Aufrüstungsschritten als Trumpfkarte der Allianz zu akzeptieren. Echte Trümpfe dürften ganz anders aussehen. Und ein unvoreingenommener Blick Washingtons auf den Warschauer Vertrag wäre angebracht, um westliche Liebeserklärungen zum Frieden durch konkretes Handeln endlich auch glaubhaft werden zu lassen. Unser Bündnis beweist da – einseitig noch immer – sehr viel Entgegenkommen. Eigeninitiativen solcher Art sind aber heutzutage weltweit mehr denn je gefragt.

In Kürze will der Nordatlantikpakt seine offizielle Formel, die Atomwaffen „up-to-date where necessary – auf dem neuesten Stand, wo notwendig" zu halten, konkretisieren; gefahrvoll für den Frieden und die Zukunft der Völker im gemeinsamen Haus Europa. Im Spiel der „Falken" ein falscher Trumpf, der nicht stechen darf!

AR International

- **Ein Gipfeltreffen** der Staats- und Regierungschefs der 16 NATO-Staaten soll Ende dieses Monats in Brüssel stattfinden. Es soll ein Gesamtkonzept der NATO verabschiedet werden, in dem auch die umstrittene Frage der Modernisierung atomarer Kurzstreckenwaffen in Westeuropa einbezogen ist. Beobachter rechnen mit einer allgemeinen Formulierung, daß die Nuklearwaffen bis 500 km Reichweite „auf dem neuesten Stand" zu halten sind. Wie die Presseagentur dpa hervorhebt, hätte damit Bonn „den Spielraum, erst nach den Wahlen zum Bundestag Ende 1990 über eine eventuelle Stationierung neuer Atomwaffen zu entscheiden".

- **Frankreich** will sich an dem künftigen NATO-Luftverteidigungssystem ACCS (Air Command and Control System) stärker als bisher beteiligen. Obwohl nicht in die Militärstruktur der NATO integriert, unternimmt es damit einen weiteren Schritt, um die schon bestehende militärische Zusammenarbeit mit NATO-Staaten auszubauen. ACCS soll eine enge elektronische Vernetzung der Frühwarn-, Luftlage- und Luftwaffenkommandoeinrichtungen gewährleisten. Dabei sollen Aufklärungsdaten von Satelliten, landgestützte Radaranlagen und Frühwarnflugzeuge mit den Aufklärungsergebnissen der Land- und Marinestreitkräfte global integriert und eine fast verzögerungsfreie Steuerung einer Luftschlacht ermöglicht werden.

- **Spaniens Frauen** wurde jetzt eingeräumt, in allen militärischen Laufbahnen der Armee Dienst zu tun. Nachdem weibliche Soldaten bisher nur im Sanitätsdienst und seit kurzem in einigen technischen Einheiten eingesetzt werden durften, sind sie nun berechtigt, auch Pilot eines Kampfflugzeuges, Seeoffizier oder Marineinfanterist zu werden. Und sie erhalten die bisher nur Männern vorbehaltene Chance, bis zum Dienstgrad Generalleutnant aufzusteigen.

• **Die USA-Armee** will sich in den „Drogenkrieg" einschalten und eng mit Zoll und Rauschgiftfahndung zusammenarbeiten. Dafür sind insgesamt 308 Millionen Dollar vorgesehen. Geplant ist unter anderem eine „Luftbarriere" gegen Drogenschmuggler entlang der Südgrenze der USA, bestehend aus mit Radar ausgerüsteten Fesselballons, die eine Spähreichweite von 300 km haben. In einer ersten Etappe bis Ende dieses Jahres soll die gesamte Grenze zu Mexiko auf diese Weise überwacht werden. Auch will sich das Militär der Spionagesatelliten des CIA und der Abhöranlagen des Geheimdienstes NSA bedienen. Außerdem ist der Einsatz der Nationalgarde an den Grenzen vorgesehen.

• **Premierminister Rocard** erklärte, die Entwicklung des neuen französischen Waffensystems Hades werde wie geplant fortgesetzt. Das ändere jedoch nichts an der Notwendigkeit eines „Überdenkens". Die gegenwärtige Lage und die hohe Belastung des Staatshaushaltes würden nicht ohne Konsequenzen für die Militärausgaben bleiben. Die mit einem Atomsprengkopf ausgerüstete Hades-Rakete soll eine Reichweite von 480 km erreichen. Durch sie sollen ab 1992 die bisher vorhandenen Kurzstreckenraketen Pluton (120 km Reichweite) ersetzt werden. Ein erster Testflug, bei dem die Hades 200 Kilometer zurücklegte, erfolgte im November vergangenen Jahres. Das Hades-Programm stößt besonders in der BRD auf Widerstände, weil diese Raketen im Kriegsfall Bundesgebiet verwüsten würden. Frankreich will 90 Exemplare für 15 Milliarden Francs herstellen.

• **30 Jahre** wird es dauern, bis die radioaktive Verseuchung von Hanford, der am stärksten belasteten der 16 Atomwaffenfabriken der USA, beseitigt sein wird. Das geht aus einem Vertrag hervor, den Vertreter der Regierung und des Bundesstaates Washington unterzeichnet haben. Er schreibt genaue Fristen für die durchzuführenden Arbeiten vor. Die allein für die nächsten fünf Jahre in Hanford benötigten Mittel von 2,8 Milliarden Dollar wurden bisher jedoch weder im Haushalt der Regierung geplant noch vom Kongreß bewilligt, stellte die Agentur AP fest. Wie das Energieministerium verlauten ließ, ist vor allem das Grundwasser in Hanford mit Tritium, Uran, Zianyd und anderen radioaktiven und giftigen Stoffen verunreinigt. In Hanford sind gegenwärtig 60 Prozent der radioaktiven Abfälle aus der USA-Atomwaffenproduktion gelagert.



Nach Heer und Luftwaffe wird seit Dezember 1988 nun auch die Marine der BRD-Streitkräfte mit dem auf Lkw montierten Fliegerabwehrsystem Roland ausgerüstet. Geplant ist die Beschaffung von 20 Systemen zum Stückpreis von 20 Millionen D-Mark.



In einem Satz

Verdeutlichen müsse die NATO, forderte ihr Generalsekretär Wörner vor Journalisten in der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg, daß die Initiative vor allem in der Abrüstungspolitik nicht beim Osten, sondern eindeutig beim Westen liege.

Erhöhen wollen die USA die Abschreckung, indem sie SDI weiterverfolgen und im Weltraum stationieren, „sobald es praktisch möglich" sei – seiner Ansicht nach in acht Jahren, erklärte USA-Vizepräsident Quayle auf der Jahrestagung der Konservativen Politischen Aktion in Washington.

Nicht verzichten könne Israel auf die Doktrin der Vorwärtsverteidigung, sondern es müsse sich die Möglichkeit eines Überraschungsangriffs erhalten und „einen solchen Krieg schnell und entschieden beenden", betonte der israelische Generalstabschef Schomron vor dem Jaffee-Zentrum für Strategische Studien in Tel Aviv.

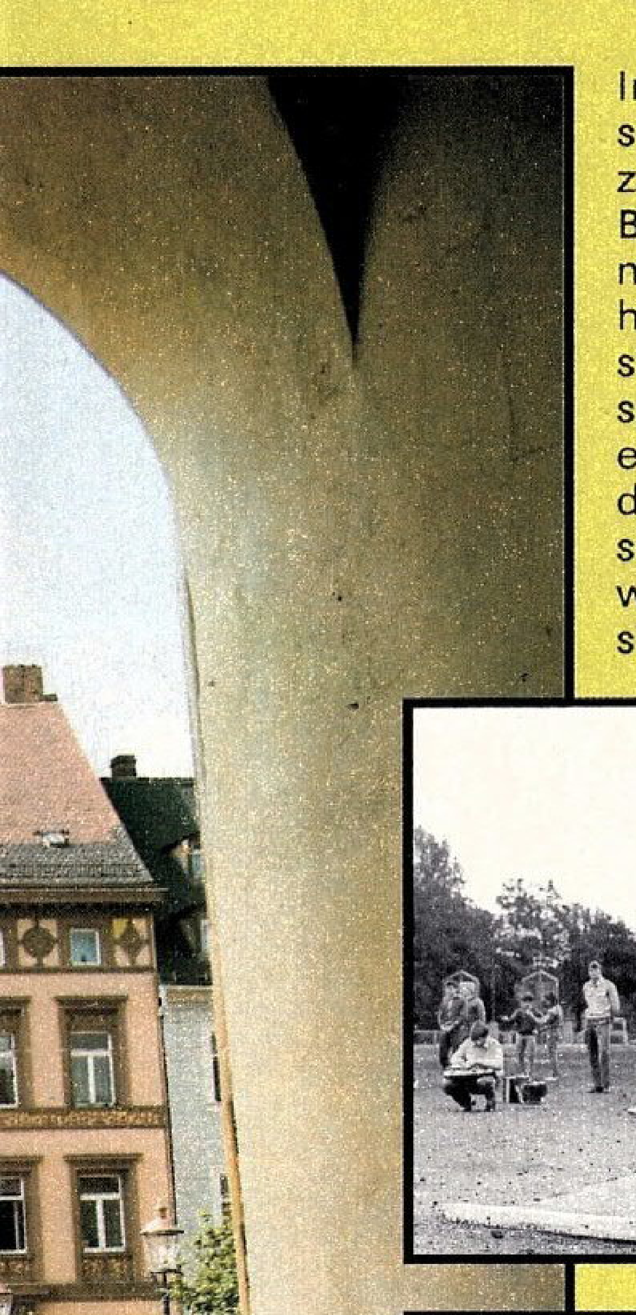
Einstellen will die USA-Luftwaffe laut Mitteilung eines amerikanischen Militärsprechers in Tokio ihre Spionageflüge mit Maschinen des Typs SR-71 (Black Bird) von Stützpunkten in Japan und Großbritannien aus, weil deren Aufgaben zukünftig von Satelliten übernommen würden.

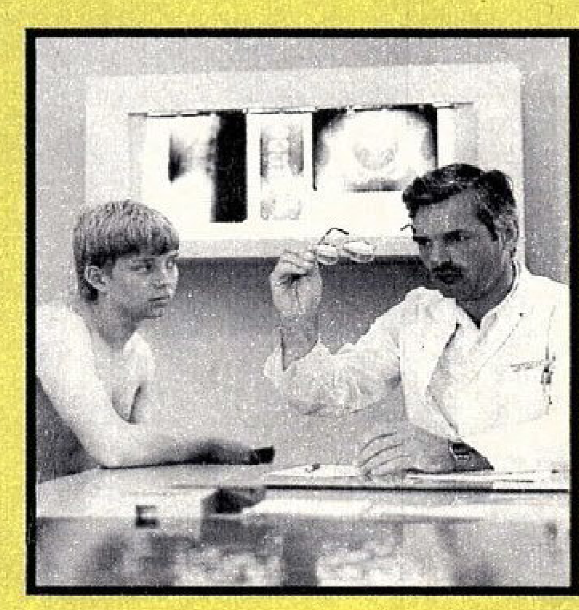
Aufgerufen zu einer Volksinitiative „Schweiz ohne Armee", für die mehr als 111 000 Unterschriften gesammelt worden waren, sind die Schweizer für den 26. November 1989, um über den Fortbestand ihrer Milizarmee abzustimmen, wobei eine Mehrheitsentscheidung für die Abschaffung als sehr unwahrscheinlich gilt.

Text: Gregor Köhler
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: Archiv


Intermezzo
für die
Benjamine

In jedem Frühjahr erwartet die Offiziershochschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" zusätzliche Einquartierungen. 17-, 18jährige Berufsoffiziersbewerber – sozusagen die Benjamine unter den künftigen Offiziersschülern – halten Umschau an den Sektionen, an denen sie ein Jahr später studieren wollen. Sie stellen sportliches Leistungsvermögen unter Beweis, erfahren Wissenswertes und Interessantes über die großen und kleinen Dinge des Offiziersschülerlebens und schließlich das für sie Allerwichtigste: ob sie zum Studium zugelassen sind.









Komplimente für die 750jährige Garnisonstadt macht Offiziersschüler Malte Schimansky bei einem Stadtbummel durch Zittau. 32 m im Handgranatenweitwurf, die muß ein Offiziersschüler im 1. Studienjahr mindestens bringen. Bei Oberstleutnant Dr. Deterding: Erst die Nase, dann die Brille. Von früh bis abends im Dialog – Bewerber und Offiziersschüler.

Zu Lampenfieber bietet der Umgang mit den Uniformträgern für die Jungs keine Veranlassung. Die Atmosphäre ist alles andere als verkrampft, und obwohl in gewissem Sinne auch eine Prüfung, gibt es einen großen Unterschied: Jeder weiß schon lange vorher, welcherart er gefordert werden wird. Das macht die Angelegenheit unproblematisch – zumindest für den, der sich in aller Form auf diese Tage eingestimmt hat. Die Zulassungskommission gewinnt ihren Eindruck von jedem Bewerber durch dessen Auftreten – mal im Blauhemd, mal im Irokesenlook! –, durch das Gespräch, durch den Blick in Unterlagen und Beurteilungen der Lehrer und Lehrausbilder, durch gute und schlechte Zensuren, durch Leistungen. Zu ändern sein wird manches davon zum Besseren, denn noch bleibt Zeit, bis das Studium beginnt. Noch kann man eine Kohle zulegen, wenn beim 3000-m-Lauf das rechte Feuer nicht aufflackern wollte, noch läßt sich eine dralle Speckfalte in der Hüftgegend umkneten in Zuwachs an Bizeps. Noch kann der Towarischtsch BOB in der Kommandosprache der Armeen des Warschauer Vertrages ein bißchen zungenfertiger werden, und noch ist es Zeit, Mathematik über jenes Niveau hinaus zu treiben, das ausreicht, dem 550-Mark-Stipendium im 4. Studienjahr die diversen finanziellen Leistungsvergütungen zuzuschlagen.

Befindenswerte und Behandlungswege

Die harte Elle der Diensttauglichkeit und Eignung legen der Leiter der medizinischen Einrichtungen, Oberstleutnant Dr. Manfred Deterding, und seine Mitarbeiter an, wenn es um die Aktualisierung der Befindenswerte der Jungen geht, also um Blutdruck, Sehen und Hören, eventuelle Wirbelsäulenveränderungen, allgemeine Beschwerden ... Unbestechlicher Richter bei jeder Entscheidung ist eine umfangreiche, bis ins kleinste auskunftsbereite Richtlinie, die praktisch ausschließt, daß Zweifelsfälle zugelassen werden.

„Dulden wir solche", sagt der Militärarzt, „so schaffen wir uns nur Dauerpatienten, die letztlich wegen ihrer Beschwerden sogar Zweifel an der Berufsmotivation bekommen."

NE – Nichteignung – das ist die Ausnahme, aber es gibt sie, verbunden mit Auflagen. Manch einem kann auf dem Behandlungswege oder auch durch einen ernsthaften Hinweis geholfen werden. Einen der Bewerber empfängt der Oberstleutnant mit der Frage: „Können Sie gut rechnen?" Und ohne auf die zur Antwort gegebene Drei in Mathematik einzugehen, zählt er dem Verdutzten auf, daß er entsprechend seiner Körperhöhe von 1,85 m – nicht mehr als 103 Kilogramm wiegen dürfte. „Sie aber haben 106 Kilo. Das hier", dabei kneift er den Burschen in die strammen Seiten, „ist zuviel. Mit Ihrem jetzigen Gewicht wären Sie für jeden militärischen Beruf untauglich. Da müssen Sie schon was unternehmen!"

Ab sechs Klimmzüge zählt es

Bei der Bestandsaufnahme an Klimmzügen, Kletterstrecken, Handgranatenweitwürfen und 3000-m-Zeiten liegen die Dinge nicht viel anders. Hier führt Oberstleutnant Uwe Blaßkiewitz das Zepter, ehemals „Stärkster Mann der NVA". Mit einem Blick auf das, was unter dem Strich herausgekommen ist, urteilt der Offizier für Militärische Körperertüchtigung über diesen Jahrgang: „Ganz annehmbar. Wenn sie schon jetzt auf der Höhe der für Offiziersschüler gültigen Leistungsanforderungen stehen würden, dann wäre das zwar mehr als erfreulich, aber dann hätten wir ja gar keine Arbeit mehr mit ihnen!" Der Oberstleutnant macht an diesem Tage seine 20. Zulassung mit. Da kann man ihm getrost abnehmen, daß er seine Erfahrungen hat, wie Kraft- und Ausdauerzuwachs zu erzielen sind. Mit den Mindestanforderungen – 6 Klimmzüge, 19 Sekunden beim Klettern am 4-m-Vertikaltau, 32 m beim Handgranatenwurf, 13:20 min beim 3000-m-Lauf – wird er sich bei den „einjährigen" Offiziersschülern nur ungern zufriedengeben. Am liebsten sind ihm deshalb solche Sportler wie Michael Kremtz, der bei Lok Döbeln aktiv Fußball spielt und sich auch sonst ausdauernd bewegt. 11:54 min seine 3-Kilometer-Zeit. Oder Andreas Jung aus Tautenhain. Der meinte nach dem elften Klimmzug, das reiche erstmal, und gab damit jederzeit mögliche Steigerungen zu erkennen.

Von den Oschüs – mehr als schöne Sprüche

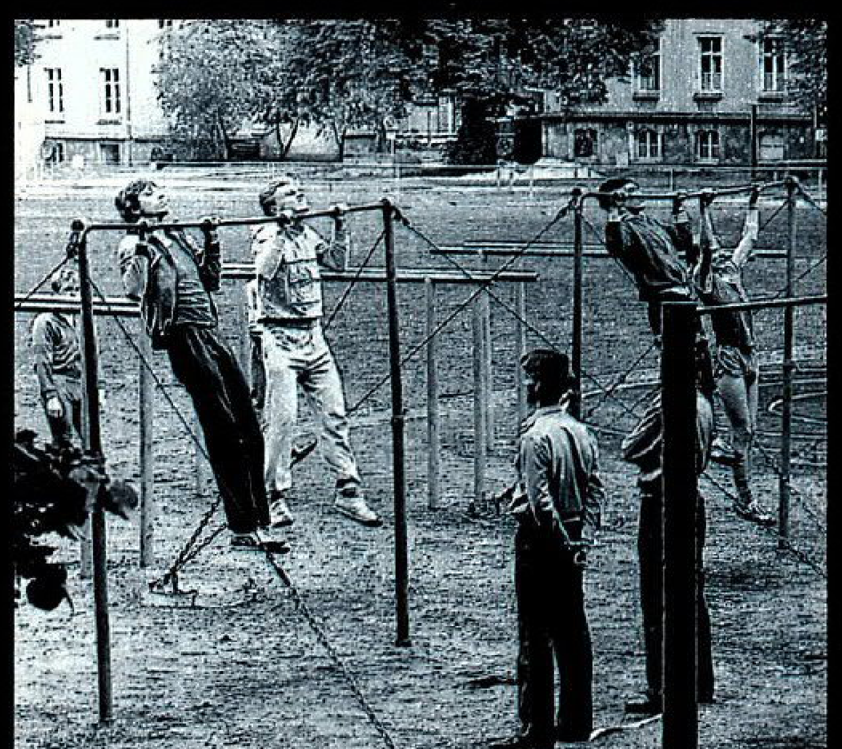
Informative Schaugänge durch Kabinette und Labore, durch kulturelle und sportliche Einrichtungen, durch Technikhallen und -parks nehmen in den drei Tagen den überwiegenden Teil der Zeit in Anspruch. Eindrücke, welche Technik sie mit ihren Soldaten meistern müssen, bekommen die Bewerber in Speziallehrklassen, im Technischen Ausbildungszentrum, beim Umgang mit Entfernungsmeßgeräten, bei einer Visite in der Artillerie-Hallenschießausbildungsanlage, beim Blick in Selbstfahrlafetten und Schützenpanzerwagen, beim Hantieren an Kanonen und Haubitzen. Die Offiziersbewerber suchen besonders das Gespräch mit den Offiziersschülern. Das ist auch begreiflich. Von ihnen erhoffen sie sich einen Vorschuß an Eindrücken und Erlebnissen. Offiziersschüler Malte Schimansky, fast Senior vom 3. Studienjahr, kann den drei, vier Jahre Jüngeren gut nachfühlen, was sie bewegt. So weit liegt sein erster Auftritt an der OHS noch nicht zurück. Eins hatte er damals nach allen Auskünften schnell begriffen: Der Offiziersberuf, das ist nichts für Leute, die halb bei der Sache sind. Und das sagt er nun den Bewerbern, die er begleitet. Auch andere „Oschüs" haben gutgemeinte Ratschläge parat. Frank Leest, 1. Studienjahr: „Zuerst habe ich gedacht, daß das Studium hier nicht anders als das Lernen an der EOS sein wird. Aber man muß wirklich mehr tun. Deshalb rate ich euch, die EOS bzw. die Berufsausbildung mit Abitur so gut wie möglich zu absolvieren und damit gute Voraussetzungen



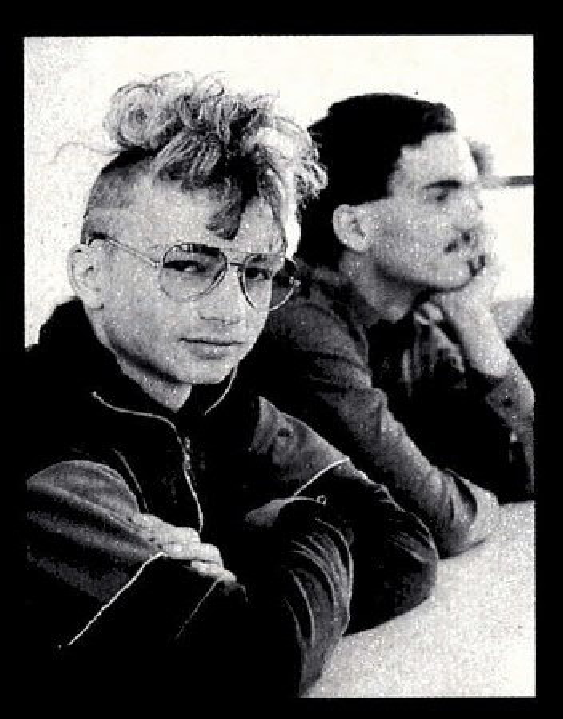




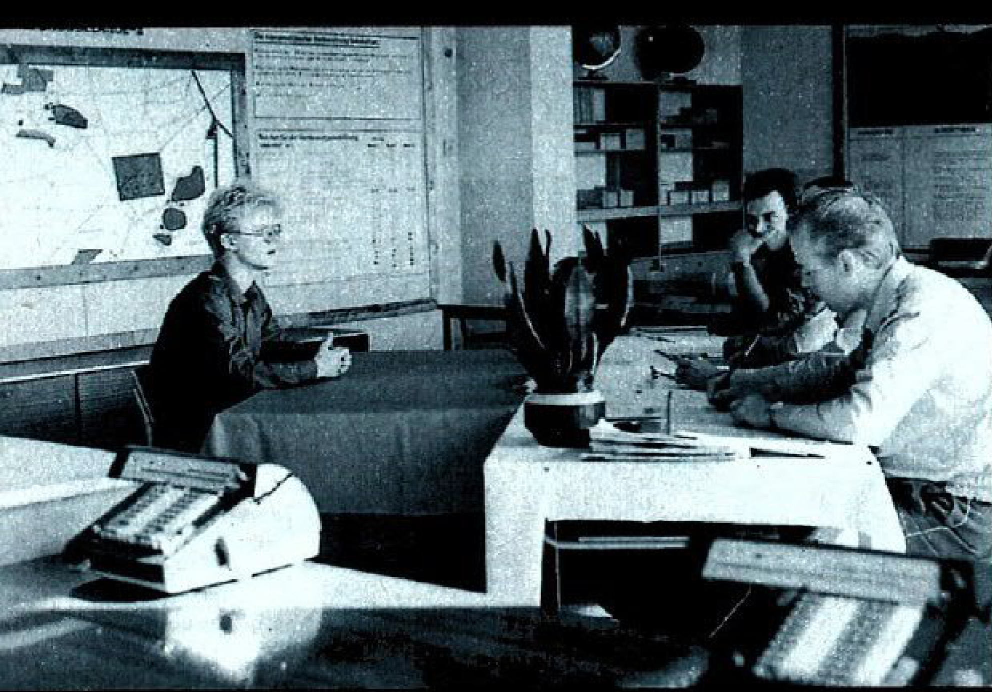


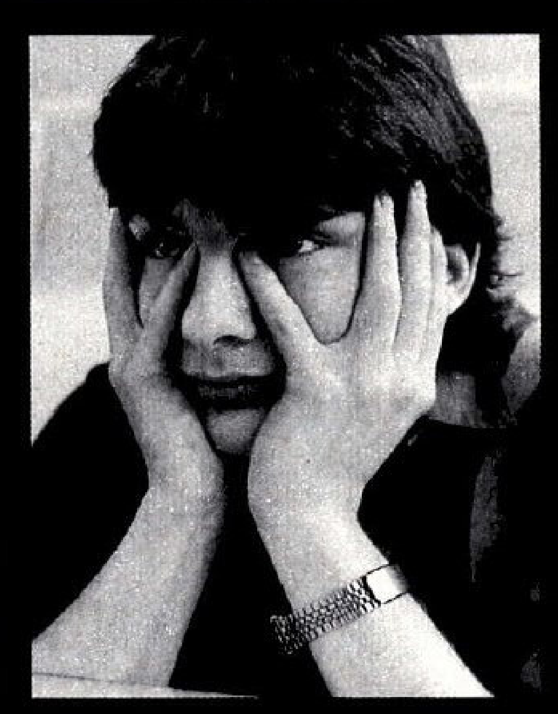


Offiziersschüler Schimansky (rechts oben): „Im Sport hatte ich anfangs meine Probleme, aber jetzt ... Ich bin in zwölf Sekunden am Tau hoch, laufe die 3 000 Meter in 10:29 und schaffe 13 Klimmzüge. Natürlich nicht ohne Training!“ Das kann auch dem Neubrandenburger Marko Loose (links) nur Mut machen.









Gespannt auf „ihre Schule", aufgeschlossen, interessiert, aber auch nachdenklich und beeindruckt ob der großen Zahlen: Wie wird es aussehen in vier Jahren, nach den rund 5 000 Ausbildungsstunden an der Sektion Raketentruppen und Artillerie? Mit überzeugender Einstellung vor der Zulassungskommission – René Kolossa (links Mitte)



für das Studium an der OHS zu schaffen." Ralf Huxel teilt den Neuen mit: „Während der Lehre hatte ich noch keine rechte Vorstellung vom Leben als Offiziersschüler. Die Armee war ja noch sooo weit weg. Ich hatte viel Freizeit, konnte schlafen, ging zu Feten. Nun ist die Freizeit an einen Tagesdienstablaufplan gebunden, der 5.30 Uhr mit Frühsport beginnt und 17.30 Uhr mit Selbststudium endet. Denkt dran: Behaltet eure Aufzeichnungen. Sie werden euch noch gute Dienste leisten." Ein anderer Offiziersschüler ermuntert die Benjamine zu eigenem Urteil. „Durch Bekannte war ich auf das schlechte Essen hingewiesen worden, und ich glaubte, hier nicht glücklich werden zu können. Doch, o Wunder, man konnte die Gerichte essen, manchmal sogar genießen. Laßt euch also nicht von Leuten verrückt machen, die es angeblich anders erlebt haben wollen." Mut macht der „Dreijährige" Jörg Hendrich den künftig jüngsten Offiziersschülern: „Aller Anfang ist schwer. Das Studium ist ziemlich anspruchsvoll. Ohne den nötigen Fleiß, auch mal über die Zeit des Selbststudiums hinaus, sind nicht viel reife Früchte zu ernten. Doch es lohnt sich, und wenn die ersten Erfolgserlebnisse da sind, dann macht es auch bedeutend mehr Spaß. Man muß selbst einen Beitrag dazu leisten, daß eine kritische Atmosphäre herrscht, die das Kollektiv voranbringt." Der Kreis derer, die den Bewerbern „ohne Schminke" zu verstehen geben, daß der Offiziersberuf bedeutsam, doch nicht leicht, aber schön ist, reicht bis zum Stellvertreter des Kommandeurs der Sektion, Oberst Siegfried. Aus seinem Vortrag werden den FDJlern vor allem die großen Zahlen noch eine Weile in den Ohren klingen, auch wenn der Kommandeur vorausgeschickt hatte, man solle sie nicht wie eine riesige Lawine unaufhaltsam auf das 1. Studienjahr zurollen sehen. Das kann ja nicht alles gleichzeitig beginnen: militärische Ausbildung (48 %), gesellschaftswissenschaftliche (19 %), ingenieurtechnische Grundlagen (10 %), militärtechnische (12 %), mathematisch-naturwissenschaftliche und Sprachausbildung (11 %). Alles in allem rund 5 000 Stunden in vier Studienjahren.

Der Kitzel des Erfolgs

Die Bereitschaft, eine große Portion Verantwortung zu übernehmen und einen persönlichen Beitrag zu leisten, damit durch verteidigungsbereite Streitkräfte der Frieden jederzeit sicher ist, finde ich auch in den Eignungsgesprächen wieder. Oberst Dr. Peter Paasch, Lehrstuhlleiter Artillerieaufklärung/Vermessung, schätzt ein: „Die Jungs sind aufgeweckt, halten mit ihrer Meinung nicht hinter dem Berge, wissen von sich ganz genau, wo in der Schule oder in der Berufsausbildung der Schuh drückt."

Einer von ihnen ist der Blondschopf René Kolossa aus Rötha. Er ist das ganze Gegenteil von einem Typ, dem man jeden Halbsatz aus der Nase ziehen muß. René erzählt über seine starken Rückenhalte, die ihn in seiner Berufswahl bestärkten. Der eine liegt in seiner Familie, bei uniformierten Freunden und Bekannten. Der andere ist unschwer in der Wilhelm-Pieck-EOS Borna zu erkennen, an der René das Abitur macht. René verweist auf die Gespräche mit ehemaligen Schülern, die inzwischen Offizier geworden sind; auf die Teilnahme an Fakultativen Kursen Militärpolitik und Elektronik, auf sein „Amt" als Agitator und FDJ-Leitungsmitglied; auf das Vorbild von Klassen- und Sportlehrer bei Reservistenwettkämpfen, an denen René zusammen mit ihnen schon mal teilgenommen hat ... Nicht ohne Grund, scheint mir, gibt es in Renés Klasse gleich vier Berufsoffiziersbewerber. Über diese Aktivitäten hinaus betreibt der 17jährige für sich ein sehr abwechslungsreiches Programm der Schülervollbeschäftigung. Wenn ich höre, daß er Kreismeister im Gerätturnen ist, dann muß dafür ja was getan werden. Der Status des Champions hat natürlich seinen angenehmen Kitzel. Tritt René als Übungsleiter der Kinderklassen 3 vor seine Knirpse, dann himmeln sie ihn an – als ihr Vorbild. Ganz andere Erfolge verbucht er unter Basteln. Mit seinem Freund Enrico Pola treibt er elektrische und elektronische „Friemelei", wie er sagt. Mal ist es eine Lichtorgel, mal eine durch Lichtschranke gesteuerte Sirene, mal eine zusätzliche Buchse am Recorder für das Überspiel von der Schallplatte. Stundenlang am Fahrrad fummeln oder an der ETZ 150 (weil die ja viel mehr Geheimnisse hat!), den Triumph auskosten, ein vom Uhrmacher zurückgewiesenes Chronometer wieder auf Sekundentrab gebracht zu haben– das ist seine Welt. An manchen Abenden brütet er über ganz anderen Dingen, dann nämlich, wenn das FDJ-Studienjahr der Klasse bevorsteht, das er leitet. Oder wenn er als Agitator mit aktuell-politischen Informationen aufwarten will. Da muß er sich ja auch manches anlesen.

Als René Kolossa nach diesen drei Tagen nach Hause fährt, geht ihm vieles durch den Kopf: Wirst lernen müssen, dich hier auszukennen, Alter ... Herrlich, daß ich als Artillerieaufklärer zugelassen bin. Meine Arbeit wird eine Grundlage für den Erfolg der anderen sein ... Die Technik, die vielen Knöpfchen, Schalter, Lämpchen, Tasten – das beherrschst du nie! Quatsch, das wird gelernt! ... Die ersten Kumpel steigen aus dem Zug. Macht's gut, bis in einem Jahr! ... In der Schule kann ich schon mal erzählen, daß ich in einer Haubitze gesessen habe. Einige meiner künftigen Lehrer kenne ich nun auch ... Was die drei anderen aus der Klasse an ihren Offiziershochschulen erlebt haben werden? ... Es waren wirklich drei tolle Tage, und ich bin mir absolut sicher geworden, daß ich mich richtig entschieden habe ... Ob ich in Leipzig den letzten Bus nach Hause kriege? Oder wieder per Anhalter, und dann Siebenkilometermarsch? ...

Woher ich das alles weiß? Ganz einfach: René hat's mir geschrieben.

Text: Oberstleutnant Bernd Schilling
Bild: Manfred Uhlenhut

POP Spezial

Milli Vanilli, entdeckt von Frank Farian, haben für ihre Debüt-Single „Girl You Know It's True" nach Schallplatten-Gold auch Platin erhalten. Inzwischen besitzen Rob Pilatus und Fab Morvan mit „Baby Don't Forget My Number" aus dem Album „All Or Nothing" einen Nachfolge-Hit.

Lachen gebongt – Part Zwo

Am 4. Oktober dieses Jahres wird bei Part Zwo Geburtstag gefeiert – der fünfte. Anläßlich des bevorstehenden Jubiläums plauderte ***Hartmut Kanter*** *mit* ***Bernd Henning und Ralph Oelschlägel.***

Sagt mal was zum Namen!

Part Zwo heißt soviel wie Zweiter Teil; denn für uns alle wars ja der zweite Start. Sylvi kam von der Horst-Krüger-Band, Ralle aus der Gruppe Keks, und Geist – so nennen wir Bernd – war mit Elefant am Ende. Wir hatten vor, etwas Neues, Poppiges zu machen. Und da brachte uns Friedemann Zöller, damals ein besonders rühriger Mitarbeiter der Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst, zusammen.

Euer Name verführt dazu, an ein Duo zu denken ...

Wir sind aber vier – bei Veranstaltungen, und sechs, wenn wir produzieren. Zur Bühne gehören Sylvia Brohmann, Ralph Oelschlägel, Bernd Henning und unser Sound-Master Axel Nawrocki. Unsere Titelproduktionen erledigen wir beim Keyboarder – in Ralle's Oranke-Studio, wo dann noch Ingo Pohlitz und Peter Bimbo Rasym dabei sind. Ingo von der Gruppe datzu spielt die Drums und erstellt die Computer-Programme, und Bimbo schlägt die Baßgitarre.

Gehört etwa auch ihr zu denen, die sich mit einer Kassette von Jugendklub zu Jugendklub schmuggeln?

Um eine besondere Qualität auf die Bühne zu bringen, ist es sicher oft unumgänglich, mit der Kassette aufzutreten. Wir aber sind im Prinzip gegen Kassettenauflegerei und So-tun-als-ob. Jeder Titel wird so umarrangiert, daß wir ihn live wiedergeben können. Die einzige Maschine ist der Rhythmus-Computer.

Von Bernd stammt der einstige Hit „Jugendliebe". Wird es einen Remix davon zum Fünften mit Part Zwo geben?

Daran ist gedacht. Der Rundfunk wollte den Titel neu produzieren, und jetzt im Mai könnte er eventuell schon zu hören sein.

Spielt ihr eigentlich gern vor Soldaten?

Eigentlich sehr gern sogar und am liebsten in sogenannter Klub-Atmosphäre, für etwa 80 bis 250 Kumpel und mit direktem Kontakt, also ohne riesigen räumlichen Abstand zu ihnen. Da bringen wir Themen, die die Männer wirklich bewegen. Also – wir singen da nicht von heiler

POP-Nachrichten

„Immer für dich da" **sind Christian Kusch (keyb, voc), Angela Ullrich (ld, dr, voc), Katrin Jaeckel (g), Michael Müller (voc) und Tom Vogel (bg) von** ***Agentur Null*** **aus Meißen. 1985 von Angela aus der Taufe gehoben und seit 1987 Profiband, orientiert sich die Gruppe mit Vorliebe an Rockhaus, Bon** Jovi und White Snake, erwartet sehnsüchtig ihre erste Auslandstour in die Sowjetunion und will – Angelas und Katrins Charme natürlich im Kalkül – vor allem musikalisch die Fans von den Stühlen reißen; „rockige Losgeher", die den Rundfunk-Hörern und Sprungbrett-, Rund- und Stop-Rock-Zuschauern längst vertraut sein dürften.



Agentur Null



Ralle, Silvy und Bernd (v. l. n. r.)

Welt und eitel Sonnenschein, sondern rühren die zwischenmenschlichen Beziehungen an. Und singen wir Hits von woandersher, sagen wir etwas zu ihrem Inhalt. Das Wichtigste bei jedem Auftritt: Spaß muß dabei sein, Lachen ist gebongt.

Dann ist euer Programm „Mus(ik) mal Lachen" nicht Umsatzsorgen, sondern eurer Überzeugung geschuldet?

Genau! Getreu dem Motto „Wo man singt, da laß dich nieder, aber viele Menschen wollen nicht nur singen ..." haben wir dieses Programm mit dem Rostocker Diskjockey und Fernsehmoderator Horst Düsterhöft ins Leben gerufen. Es war eine Anregung des Chefs der Gastspieldirektion Rostock, Dr. Müller; und es wurde ein sehr lustiges Programm. Lacher und Lachen sind garantiert.



Humsti-Bumsti: Mit diesem Begriff werden Darbietungen benannt, in denen Clowns oder Exzentriker in ihrer Tolpatschigkeit sich aus Stühlen, Tischen, Kisten oder anderen Gegenständen Pyramiden bauen, mit ihnen umfallen und stets so aufschlagen, daß es bummst und kracht.

Charivari: (lat./frz. – buntes Durcheinander, tumultartiger Lärm) Schon im ausgehenden Mittelalter fand dieser Begriff Eingang in theatralisch-artistische, mit viel Lärm verbundene Programme; heute zu verstehen als turbulenter Auftakt oder temporeiches Finale mit gleichzeitigem Auftritt aller Artisten unter lautstarker musikalischer Begleitung.

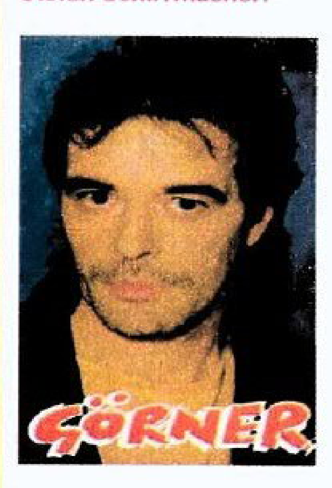


Part Zwo: Bernd Henning, Normannenstr. 7, Berlin 1155 + ***Minitraum:*** Michael Matthies, Wühlischstr. 8, Berlin 1035 + ***Agentur Null:*** Harald Seidel, Hohe Straße 8, Meißen 8250 + ***Rosalili:*** K. Jeskó, PA MZ 2 Postf. 107, Berlin 1142 + ***Duo Voyage:*** Postf. 339/VI, Cottbus 7500 + ***Cally:*** Künstler-Agentur der DDR, Kraussenstr. 9/10, Berlin 1080 + ***Gruppe Speed:*** Heike Sittner, Grünberger Str. 62, Berlin 1034 + ***Gruppe Lisett:*** A. Reissig, Bossestr. 14, Berlin 1017

Duo Voyage



Görner, früher bei der Gruppe Drei, wirkt seit August 1988 solistisch. Erste, durch die Medien bekanntgewordene Titel mit ihm waren im vergangenen Jahr „Bleib noch eine Nacht" (Lorenz/Pohlitz) und „In der kühlen Früh'" (Karma/Görner). Görner erarbeitet seine Lieder in Ralle's Oranke-Studio mit Ingo Pohlitz und Stefan Schirrmacher.



Der Pop-Musik besonders verschrieben hat sich das seit 1. Januar 1989 bestehende Gesangsduo *Voyage*. Diana und Sylke, die am Cottbuser Konservatorium Gesang studieren, singen ihre Titel in deutsch, englisch und italienisch. Mit „Glut und Eis" war das durch Henne von G. E. S. betreute Duo bereits im Fernsehen zu erleben.

Hypnotiseur Cally, **weltweit bekannt dank spektakulärer Auftritte, unterhält seit mehr als einem halben Jahr das Publikum in der DDR. Cally hat 1979 einen Weltrekord in Langzeit-Hypnose aufgestellt: 168 Stunden und 35 Minuten hielt er ein Medium in „Zwangsschlaf". 1981 ließ er seinen zweiten Weltrekord folgen. Diesmal waren es 1289 Menschen, die er gleichzeitig in Hypnose versetzte. Als zweifacher Weltmeister der Hypnose fand Cally 1983 Eingang ins Guinness-Buch der Rekorde.**

The Queen of Europe '89 wurde zum ersten Mal eine Kandidatin aus der UdSSR. Die Moskauerin Jekaterina Tschilitschkina verwies Katrin Purruker (BRD) und Sandra Vranjes (Jugoslawien) auf die Plätze. An Bord eines Fährschiffes hatte die internationale Jury ihre Wahl unter 21 Bewerberinnen getroffen.



Speed

Redaktion: Heinrich Klaus
Bild: Bernd Lammel (1), Archiv (4)

AR-Leserdiskussion

... nichts ist mehr feierlich?

Vereidigung – ein großer Tag, ein feierlicher Augenblick. Auch für die Familienangehörigen, die dabei sind. Im Februarheft schilderten zwei Freundinnen ihre Erlebnisse: Während Marion mit guten Eindrücken nach Hause gefahren ist, mußte Dörte ihrem Jürgen hinterherrennen, fanden sie nirgendwo ein Plätzchen, irrten sie durch die öde Gegend, war die ganze Feierlichkeit vom Vormittag im Eimer. Hier nun weitere Lesermeinungen.





Und dabei wollte ich so „süß" aussehen ...

Pünktlich angekommen, war uns das Glück nicht lange hold: Die für 13.30 Uhr geplante Vereidigung wurde auf 14.30 Uhr verlegt. Da kullerten die ersten Tränen, denn man „stahl" uns eine ganze Stunde. Später regnete es auch noch. Und dabei wollte ich so „süß" aussehen, war extra beim Friseur gewesen. Sah nun aus wie durchs Wasser gezogen! Aber mein Mann merkte es gar nicht. Er war nur froh und glücklich, daß ich mit unserem Sohn gekommen war.
Ute Dobrocki, Ilmenau

Schade, daß Dörte solch ein Pech hatte

Ich kann nur sagen: Alles war gut organisiert und verteilt. Es waren sogar Sonderstraßenbahnen in die Innenstadt eingesetzt.
Antje Eichentopf, Bad Langensalza

Ganz schnell wiedererkannt

Meinen Mann erkannte ich ganz schnell in dem großen Gewimmel. In der Uniform sah er ganz schick aus. Der Vereidigungstag war ein schöner Tag für uns alle.
Jeanette Matthiä, Leipzig

Da stand er nun: „unser Sohn"!

Die Vereidigung unseres Sohnes fand am Mahnmal unterhalb der Seelower Höhen statt. Da ich an den Rollstuhl gebunden bin, fuhr uns ein Bekannter mit dem Auto. Hinweisschilder zeigten uns die Richtung an, viele hilfsbereite Volkspolizisten und andere Helfer waren da. Ich wurde mit dem Rollstuhl ein paar Treppen hochgetragen und konnte von einem Balkon aus alles übersehen. Ich war dankbar und glücklich zugleich. Da stand er nun: „unser Sohn"! Schmuck sah er aus in seiner Uniform. Ich merkte gar nicht, wie mir die Tränen liefen ...
Annemarie Kuwau, Eberswalde

Wie es in Weißwasser ist

Tage vorher werden die Bürger auf der Kreisseite der Bezirkszeitung auf das große Ereignis hingewiesen. Junge Soldaten werden mit Text und Bild vorgestellt. Unmittelbar nach der Vereidigung stehen die Gaststätten von Weißwasser und Umgebung den Soldaten und ihren Gästen zur Verfügung.
Gerhard Glier, Weißwasser

... dann die ganze müde Stimmung

Ich wurde im Mai 1987 im Max-Roscher-Regiment vereidigt. Es hat mir nicht so gefallen. Bloß bis 18 Uhr Ausgang, und dann die ganze müde Stimmung in der Garnisonstadt und im Truppenteil.
Rene Scholz, Cossebaude

Alles bestens in der Unteroffiziersschule „Egon Schultz"

Dort war alles bestens organisiert, übrigens auch durch den Rat der Stadt: Es gab Übernachtungsmöglichkeiten, man hielt Parkplätze frei, die gastronomischen Einrichtungen hatten sich in ihren Öffnungszeiten auf den Andrang eingestellt.
Jürgen Hildebrand, Erfurt

An einem stillen Waldweg

Obwohl wir uns auch in eine Gaststätte hätten setzen können, haben wir uns einen stillen Waldweg in der Nähe gesucht. Kaffee und Kuchen hatte ich ja mit. So konnten wir die paar Stunden ganz allein für uns verbringen.
Ursula Hauser, Görlitz

Wie bei Marion müßte es überall sein

Die Vereidigungszeremonie war sehr feierlich und hat mir gut gefallen. Aber danach mußte ich meinem Mann regelrecht hinterherlaufen. Ich finde, so wie Marion es erlebt hat, müßte es überall sein.
Kerstin Busch, Greifswald

Aber nicht nur ein bißchen ...

Ja, ich bin stolz auf meinen Verlobten, den Offiziersschüler. Aber nicht, wie Dörte sagt, nur ein bißchen.
Yvonne Nachsel, Sprötau

Ich hatte Angst wie Dörte

Auch ich glaubte, meinen Mann nicht zu finden, weil alle so gleich aussahen. Aber unser Sohn hat ihn beim Vorbeimarsch sofort wiedererkannt und aufgeschrien: „Da ist mein Papi!"
Carmen Rau, Nauen

Nur die LKWs waren pünktlich

Bloß gut, daß ich Kartoffelsalat mitgenommen hatte; eigentlich sollte ihn mein Verlobter mit auf's Zimmer nehmen. Da es aber mit dem zugesagten Mittagstisch nicht klappte, aßen wir ihn zusammen auf. Das einzige, was gut organisiert war, das waren die LKWs, die die frisch Vereidigten pünktlich abholten und wieder in die Kaserne brachten.
Silke Michalzik, Dresden

Es spielte eine sowjetische Militärkapelle

Bei der Vereidigung unseres Ältesten konnten wir leider nicht dabei sein; es war ihm ziemlich weh um's Herz. Bei der unseres Jüngsten war alles sehr feierlich. Am meisten hat mich beeindruckt, daß dort eine Kapelle der sowjetischen Waffenbrüder spielte. Man spürte die Verbundenheit beider Armeen.
Kurt Otto, Soppen

Wo man es sich angenehm machen konnte

Als das Offizielle vorbei war, fuhren wir in einen Betrieb der Umgebung, wo man essen und sich den Nachmittag angenehm machen konnte. Nebenbei bemerkt: Wer nicht mit eigenem Auto angereist war, wurde gefahren.
Bernd Voigt, Gera

... nichts als Traurigkeit

Schon die Kaserne machte keinen guten Eindruck. Wir standen eine Stunde da, ohne daß etwas geschah. Es dauerte sehr lange, bis ich meinen Mann gefunden hatte. Ich hatte schon fast den Mut verloren. Wir setzten uns in einen Wald, um endlich mal allein zu sein. Die Zeit verging so schnell, zu schnell. Die Trennung war schrecklich. Ich habe auf der Heimfahrt nur geweint. Mir blieb in der Erinnerung nichts als Traurigkeit.
Katrin G., Auerbach

Abgeholt mit VA-PKW

Wir sind der Einladung der MTS „Harry Kuhn" in Bad Düben zur Vereidigung gern gefolgt, denn unser Sohn soll wissen, daß wir hinter ihm stehen. Alles hinterließ einen sehr guten Eindruck. Ab Leipzig war ein Sonderzug eingesetzt. Telegrafisch wurden wir, da ich schwerbeschädigt bin, davon unterrichtet, daß wir am Bahnhof von einem PKW der NVA abgeholt werden. Diese Fürsorge berührte uns sehr.
Werner Uhlig, Karl-Marx-Stadt

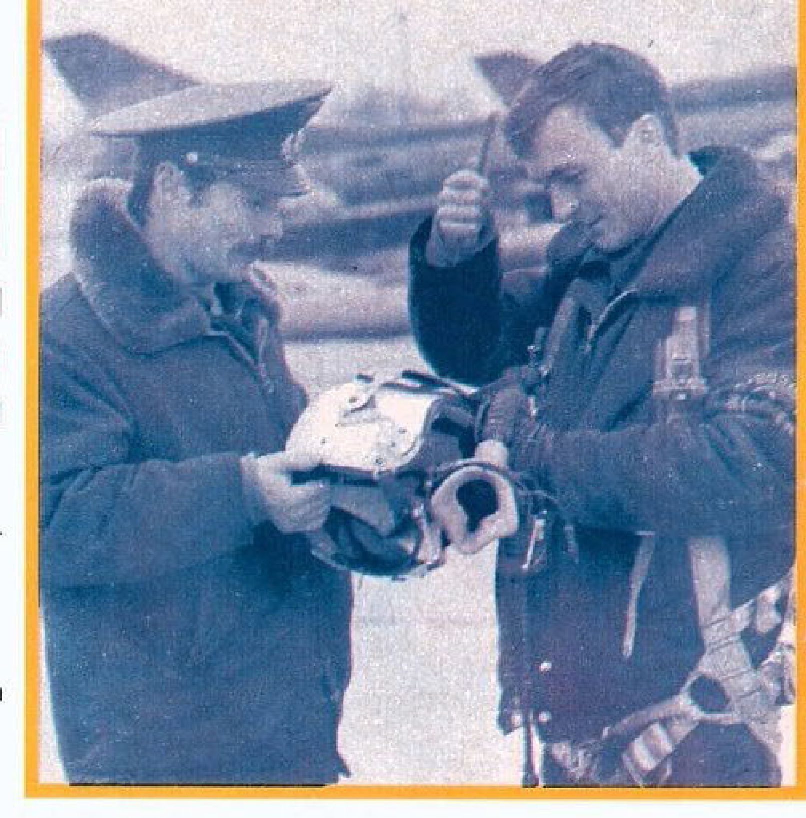
Es war lustig anzusehen

Die erste Vereidigung, die ich miterlebte, war die meines Andy. Die ganze Feierstunde ging mir völlig bis unter die Haut. Danach mußten die „Uschüs" an der Ehrentribüne vorbeiexerzieren. Das sah alles sehr lustig aus: denn so sehr sie auch vorher geübt hatten, es klappte doch nicht ganz. Meine eigene Vereidigung ging mir nicht so unter die Haut.
Unteroffizier Carola Lohse

Die Kinder bestaunten ihren Papa

November 1988 – Vereidigungstag meines Mannes und Vaters unserer drei Kinder. Die Kinder bestaunten ihren Papa. Wie anders er auf einmal aussah! So respekteinflößend. Was eine Uniform doch ausmacht. Sie waren stolz auf ihren Papa, genau wie ich. Dann: Feierliche Waffenübergabe, der Fahneneid. Da lief es mir doch heiß und kalt den Rücken runter. Mein Bernd da mittendrin: obwohl ich ihn nicht sah, wußte ich doch, eine der Stimmen, die den Eid sprachen, war die seine. Nach dem Vorbeimarsch fuhren die Kinder mit meiner Mutter nach Potsdam zurück, wir waren allein. Aber irgendwie war dieses erste Zusammensein eigenartig. Waren wir uns fremd geworden? Hatte ich zuviel Respekt vor meinem Schatz in Uniform? Hatte er Angst, eine falsche Geste oder einen falschen Schritt zu tun? Oder waren es nur die ungewohnten Umstände? Inzwischen haben wir die ersten Monate geschafft. Bernd versucht nach Kräften, bei allem mitzuhalten. Ich versuche, unsere Knirpse so gut wie möglich in den Griff zu bekommen. Uns beiden wird die Zeit nicht leicht fallen, aber wir lieben uns und unsere Kinder sehr. Das ist das Wichtigste und wird uns über die harte Zeit der Trennung hinweghelfen.
Iris Schüring, Potsdam

PILOTEN GESPRÄCHE



Juri mußte plötzlich weg. Nach einer knappen Stunde kam er wieder zurück ins lärmgedämpfte, komfortable Zimmer, setzte sich auf die Couch und sagte: „Klar war ich oben! Heute ist doch Flugtag." Am folgenden Tag, einem Sonnabend, entzifferten wir schon an der Wache der Dienststelle einen handgeschriebenen Zettel: „Sind zu unseren Familien gefahren, der Kommandeur hat den Flugtag wegen psychologischer Überlastung ausgesetzt! Kommt am Dienstag!"

Nun, am dritten Tag im sowjetischen Geschwader, sahen wir drinnen, wo man miteinander reden kann, Oberleutnant Juri Fissenko, Pilot dritter Klasse, immer nur für zehn, fünfzehn Minuten, dann ging er wieder nach draußen auf den Platz und entschwand dorthin, wo

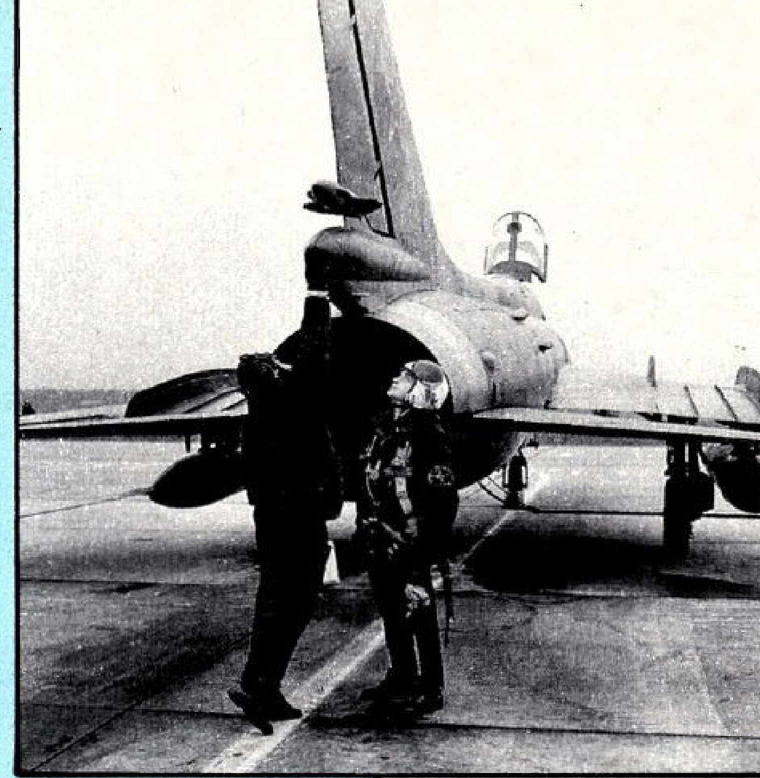


wir nicht mitdurften – in die Lüfte. „Million für Million" sagte Juri in unübersetzbarem Fliegerrussisch über das Wetter, das wie bestellt zum Fliegen schien.

Wenig später stellte uns Oberstleutnant Waleri Katzyn, der Politstellvertreter, zwei Leutnants vor, die verdächtig blanke neue Stiefel trugen. Und tatsächlich, der zweiundzwanzigjährige Marat Karakajew und der einundzwanzigjährige Igor Plotnikow hatten die eleganten schwarzen Schnürstiefel gerade erst vor einer Woche empfangen. Und nur drei Wochen war es her, daß sie von der Offiziershochschule in die Staffel versetzt worden waren. Ihre letzten Flugerfahrungen waren noch die von den Offiziersprüfungen, und nun brannten sie darauf, endlich in die Kabinen ihrer Suchojs zu steigen. „Angesehen haben wir uns die Maschinen schon." Erstmal klangen beider Ansichten über ihren Auftrag noch wie aus dem Lehrbuch." Der Beruf des Militärfliegers ist ehrenhaft, aber sehr schwierig, weil wir weitab von unserer Erde sind. – Beim Fliegen spürt man stets die Ver-

antwortung für die Technik. – Wir wollen möglichst schnell die Meisterschaft im Beruf erreichen, richtige ‚Profis' werden!"

Waleri Katzyn lobte seine neuen Schützlinge, meinte, daß man schon nach so kurzer Zeit in der Einheit merke, wie sie sich bemühten, in die größere Verantwortung der Flugzeugführer einer Linieneinheit schnell hineinzuwachsen. Sie seien aber auch wesentlich besser vorbereitet, als er es selber damals nach seiner Offiziersschulzeit gewesen ist. Sie hätten





mehr Flugstunden absolviert, neue Trainingsprogramme durchlaufen und besäßen auch mehr Technikkenntnis. Für den Politstellvertreter gehörte es einfach dazu, daß er sich auch ums Persönliche, ums schnelle Einleben ins Kollektiv kümmert, es den Neuen leicht macht, hier Fuß zu fassen.

Marat Karakajew ist noch ledig; seine Mutter ist Belorussin, der Vater Ossete. Igor, Nationalität: Russe, ist seit einem Jahr verheiratet. Ehefrau Marina wohne derzeit noch bei ihren Eltern im zentralrussischen Borisoglebsk. Mit dem Selbstbewußtsein des hochqualifizierten jungen Offiziers versicherte er: „Sie wird bald nachkommen, das wäre ja noch schöner."

Wenn man in die Maschine steige, dann erfordere das volle Konzentration, alles, was es sonst noch so gäbe, was einen gar belaste, das müsse man sofort vergessen. Ich vermutete in meinen jungen Gesprächspartnern einseitige Nur-Spezialisten und fragte ein wenig provozierend, ob sie denn auch mal lesen würden, etwas, das nicht bloß mit Fliegerei zu tun hat. Die Antwort kam prompt: Sie läsen Bunin, Maupassant und O'Henry, auch Remarque, viel Klassisches. Läsen täglich in der Prawda, der Komsomolskaja Prawda, der Krasnaja Swesda, der Iswestija, der Sowjetskaja Armija (Zeitung der sowjetischen Truppen in der DDR), außerdem verschiedene Wochenzeitungen, dazu natürlich die Fachpresse. Auch das russisch-sprachige DDR-Journal sähen sie durch. Ich war verblüfft und fragte, warum denn bloß so viele? Nun, man müsse ja wohl informiert sein, wenn man politisch mitreden wolle, wenn man in der Komsomolgruppe Standpunkt beziehen und Angebote machen wolle. Es gebe in jeder dieser Zeitungen und Zeitschriften wichtige Artikel und kluge Gedanken.

Oberstleutnant Katzyn, der gerade erst zweiunddreißig und Militärflieger Erster Klasse ist, bereits ein Akademiestudium absolviert hat, lieferte ein Bild vom gesellschaftlichen Leben in der Einheit, das wenig nach bloßem Erfolgsbericht klang. Er bemühe sich um frischen Wind, um offene

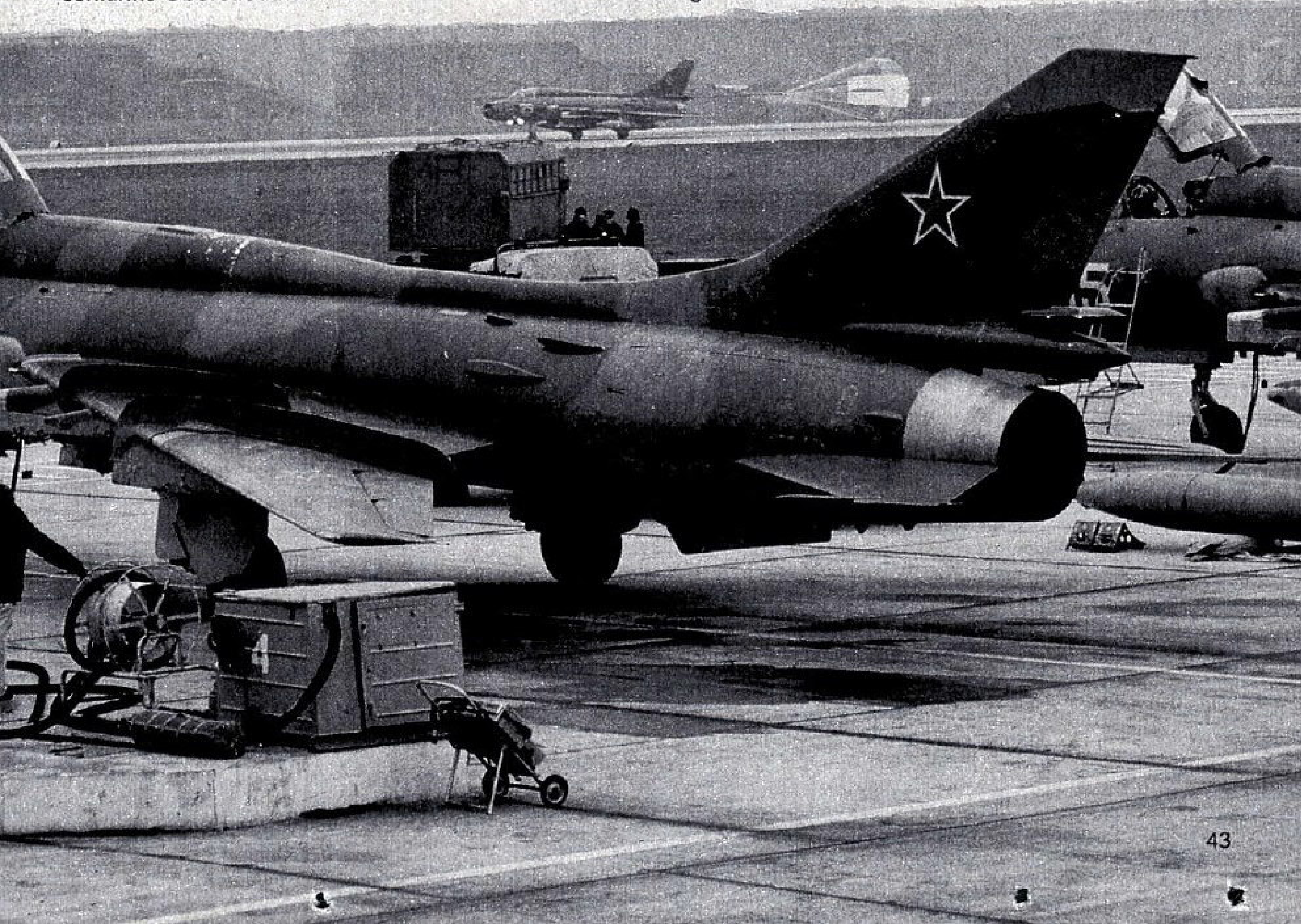


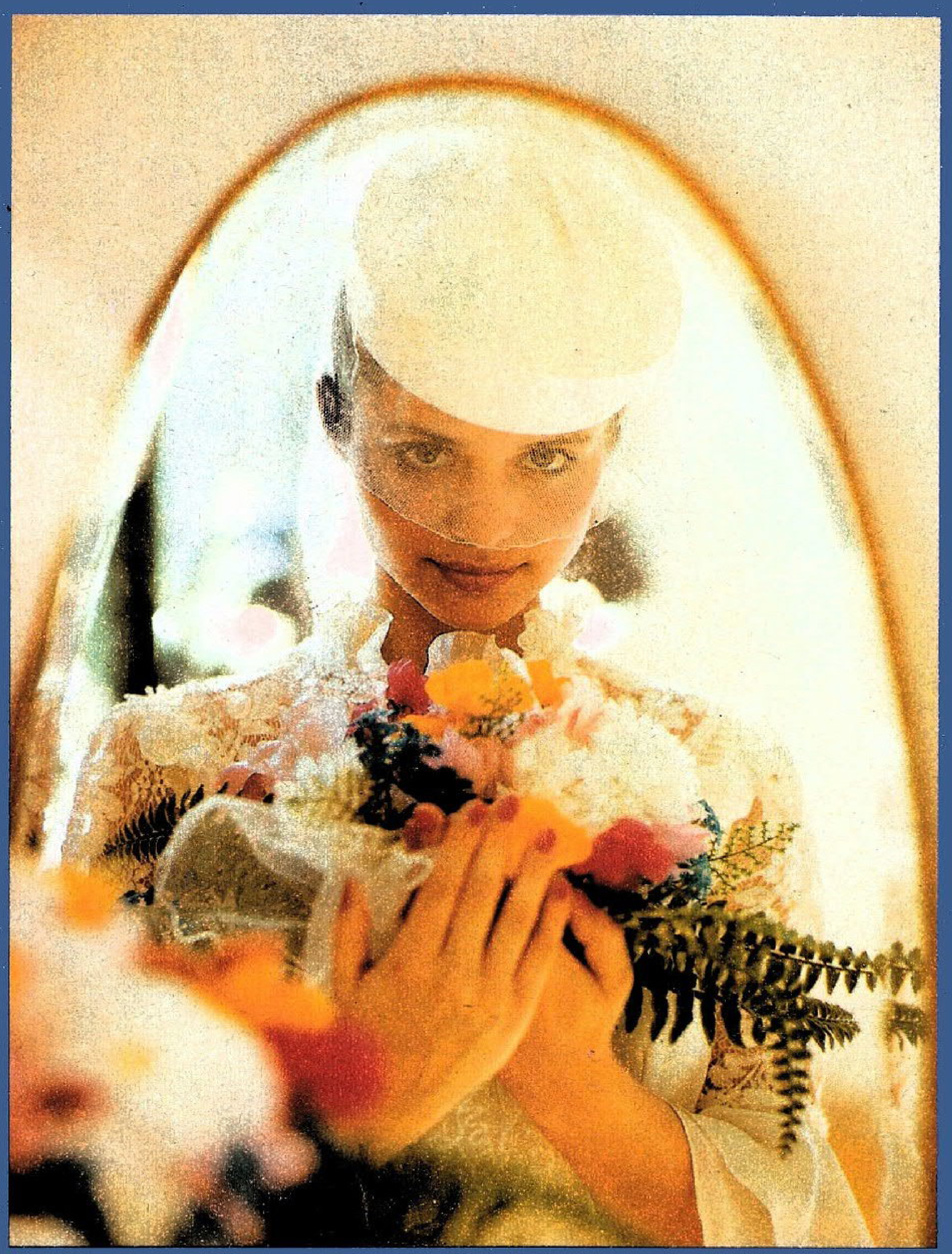
Behandlung von Problemen im Kollektiv. Welche? Nun, beispielsweise sei es nötig, das herzliche und kameradschaftliche Verhältnis, das in den Kollektiven der Flugzeugführer herrsche, noch mehr auf die Beziehungen zu den einfachen Soldaten zu übertragen, das sei eine Forderung der Zeit. Na, und wenn gute Vorschläge von den Kommunisten und Komsomolzen kämen, dann müsse man das seine tun: sie entweder selber in der Arbeit zu berücksichtigen oder sie entsprechend zu unterstützen. In ihrer Armee begreife man immer besser, daß nicht alles per Befehl geregelt werden müsse, man habe ja genug Leute, die klug seien und selber einen Kopf zum Denken besäßen.

Draußen auf dem Platz hatte uns der kleine schlanke Oberstleutnant mit dem lustigen Bärtchen die bewährte Suchoj-Technik gezeigt, wir erlebten das eingespielte Zusammenwirken bei der Startvorbereitung. Die alte Fliegerregel, daß Siege in der Luft schon auf der Erde errungen werden, gilt allemal auch für die Ausbildung. „Wir sind darauf spezialisiert, daß alles normal läuft, alles glatt geht. Gegenseitiges Vertrauen und Selbstvertrauen ist ganz wichtig, dann leistet jeder sein Bestes!", sagte uns Genosse Katzyn. „Zum Beispiel Oberleutnant Juri Fissenko: Nach zwei Jahren in der Staffel ist er schon besser, als es seine Leistungsklasse aussagt; er kann unter schwierigen Bedingungen fliegen." Während einer Übung, bei der sie zusammen mit Staffeln der DDR-Luftstreitkräfte geflogen seien, hätten sich auch den anwesenden KSZE-Beobachtern ihren Leistungsstand demonstriert. Juri sei einer der Besten gewesen. In der Staffel gebe es einen fliegerischen Wettbewerb, der nach Oberleutnant Chudakow benannt ist, einem Helden der Sowjetunion, der in der Kriegszeit Pilot in der Einheit gewesen sei. Mit seiner Maschine habe er damals drei faschistische Flugzeuge gerammt, eine Leistung, die in der ganzen Welt nur vier Piloten erreicht hätten. Taktik und Technik seien heute zwar ganz anders als in der Zeit der Propeller-Jagdflugzeuge, doch das Streben nach besten fliegerischen Leistungen sei dasselbe. Juri Fissenko, befragt, ob er bewußt Risiken eingehe, winkte ab. Fliegen sei Maßarbeit. und natürlich auch Erfahrung!

Funktioniert ein Flugzeugführer also stets ohne jeden Fehl, so exakt wie Juri Fissenkos Steuermannsuhr, die er gewohnheitsmäßig vor jedem Flug aufzieht? Nun, meinte Juri, er habe es damals weder seinem Vorgesetzten noch seiner Frau erzählt, als er zusammen mit seinem Freund, dem Techniker Leutnant Waleri Golodnjuk, beim Eisangeln im vorletzten Frühjahr beinah eingebrochen sei. Sie seien nach alter russischer Anglersitte einfach losgezogen und hätten niemals geglaubt, daß auch diese harmlosen märkischen Seen so ihre Tücken haben. Ihre nassen Stiefel seien aber ganz unauffällig und ziemlich schnell wieder trocken gewesen, versichert er.

Text: Bernd Meyer
Bild: Manfred Uhlenhut





Der schönste Tag

Bild: Günter Gueffroy

Fortsetzung von Seite 23

Der Gefangene

im Zimmer. Nur die alte Uhr an der Wand tickte. Es war die gleiche Uhr, die früher in der Wohnung meiner Eltern hing. Es fehlte ihr auch der geschnitzte Kaiseradler, der solche Uhren vor dem ersten Weltkrieg meist zierte. „Ich bin nicht schuld daran", wiederholte ich. „Ich war nie ein Hitleranhänger." „Was waren Sie dann? Alle Deutschen waren Hitleranhänger", entgegnete er. Das stimmte nicht. Viele waren es, viele blieben es, viele liefen ihm nach. Doch ich wußte auch von vielen, die nicht an den Sieg glaubten und Hitler haßten. Und ich kannte einige Deutsche, die ihn bekämpften. Ich wollte dem Offizier nichts von meinen Bildern sagen, die ich in Rußland gezeichnet hatte. Es waren viele Bilder menschlichen Leidens darunter, die ich nur wenigen zeigte, weil ich nicht allen traute.

„Ich hasse den Krieg. Vom ersten Tag an. Ich haßte Hitler, aber ich bin nur ein kleiner Mensch und vertraue auf mein Glück." „Warum sind Sie nicht desertiert? Sie hätten desertieren müssen, wenn Sie ein Hitlergegner waren." Das war wahr gesprochen. Doch so leicht behauptet. Ich sah ihm in die Augen. „Wenn Sie ein Hitlergegner waren, hätten Sie desertieren müssen", sagte er wieder. „Es gab Deutsche, die zu uns 'rüberkamen." Ich antwortete nicht gleich. Ich erinnerte mich gefangener Deserteure, die erschossen und aufgehängt wurden. Wir hatten alle Angst vor dem Desertieren. Selbst oben an der schwedischen Grenze, als wir uns aus Lappland absetzten. „Ich habe es nicht gewagt. Ich habe auch an meine Familie gedacht. Wäre ich desertiert, hätte man sie bestraft. Das wollte ich nicht. Ich hoffte, aus dem Jammer herauszukommen. Ich vertraute meinem Glück."

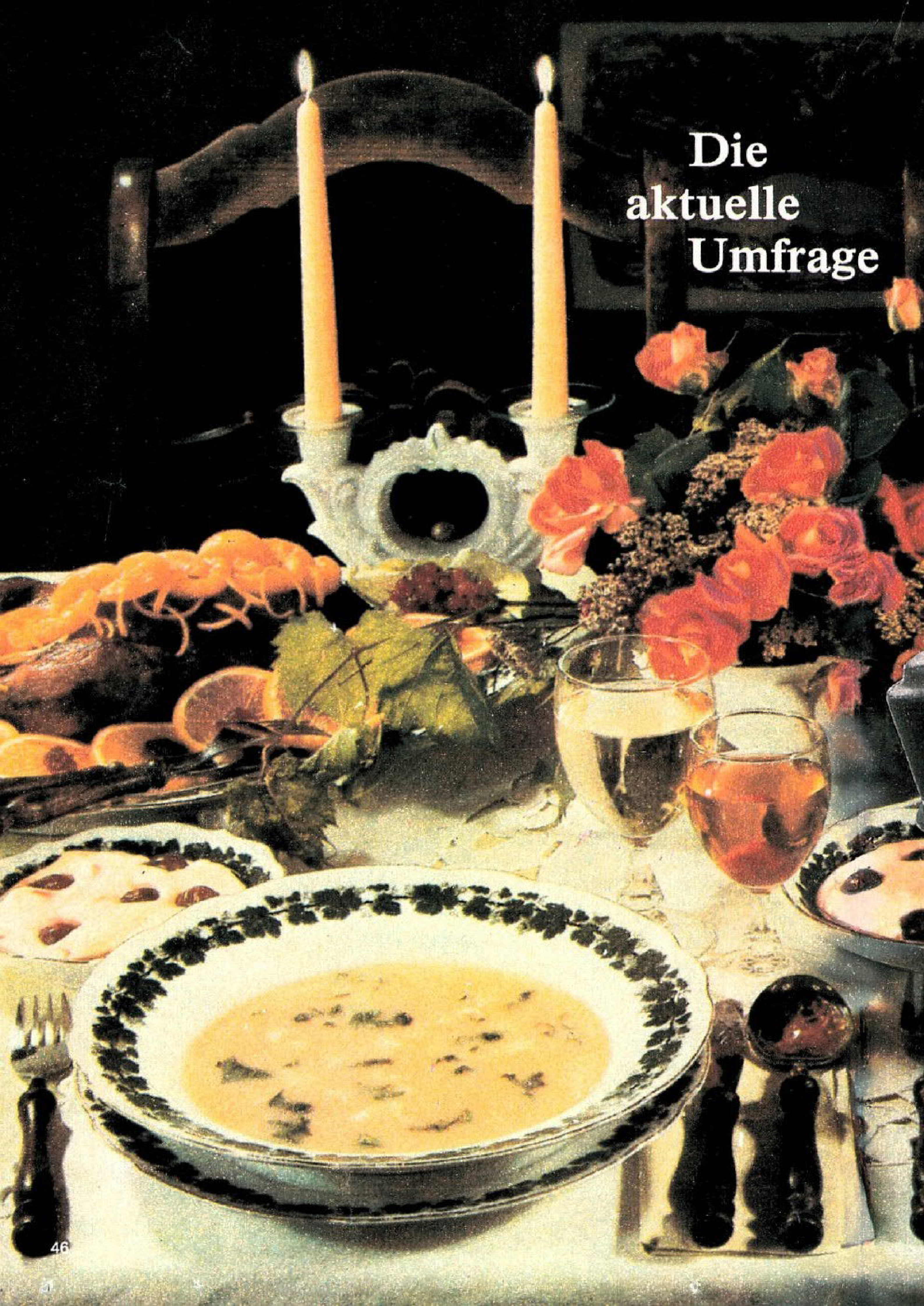
Der Offizier spielte mit dem Bleistift und kreuzte auf der Karte den Wald an, den ich ihm gezeigt hatte. Dann ließ er den Bleistift über das Kartenblatt rollen und sagte lächelnd: „Bis Berlin sind es nur noch 128 Kilometer, bis zum Ural ist es weiter. Ich komme aus dem Ural. Ich werde sicher warten müssen, bis ich nach Hause darf. Aber das bedeutet jetzt nicht viel. Was taten Sie in Berlin?" „Ich bin Zeichner gewesen, ich arbeitete für Zeitschriften und illustrierte auch Bücher." „Was für Bücher? Hitlerbücher? Goebbelszeitschriften? Für Rosenberg? Sind Sie ein Künstler?"

Das hatte mich niemand in den vergangenen Jahren gefragt. „Haben Sie in Berlin studiert? Wie lange? Und was taten Sie dann? Zeichnen und malen, auch in Berlin? Rauchen Sie noch eine Zigarette, und gehen Sie in den Garten", sagte der Offizier. Dann klingelte er und ließ mich von einem sehr jungen Soldaten hinausführen.

Draußen vor dem Gasthaus mußte ich mich auf eine wacklige Holzbank setzen. Der Soldat blieb neben mir stehen und drehte zwei Papirossa aus geschnitzelten Sonnenblumenstengeln. Er warf mir eine zu. Der junge Mann sah gut aus. Er sprach etwas deutsch und wollte mir etwas erzählen. Ich verstand ihn. „Ich bin ein Student gewesen", sprach er, nachdem seine Zigarette brannte. „Aber ich mußte mein Studium aufgeben, als der Krieg ausbrach. Zuerst mußte ich in einer Fabrik arbeiten, und dann wurde ich Soldat." Jetzt spuckte er auf den Gartenweg. „Dann mußte ich von Stalingrad bis Berlin marschieren, sehen Sie, wie zerrissen meine Schuhe sind." Er zeigte auf die Löcher in seinen Schuhsohlen. „Aber was bedeutet das schon. Wissen Sie, daß Frieden ist?" Ich wußte es, obwohl noch im Wald geschossen wurde. „Hitler ist tot!" Auch das wußte ich. „Wir sind arm, und die Deutschen sind alle so reich gewesen. Warum haben sie nur Krieg gemacht? Wir sind arm", wiederholte er. „Aber Rußland ist sehr stark." Er warf die halb gerauchte Papirossa jetzt in den Garten und klopfte mir auf die Schulter. „Sie werden arbeiten müssen", sprach er weiter. „Vielleicht fünf Jahre, aber dann kommen Sie nach Hause." Es blieb eine Weile ruhig. Dann erzählte er weiter. „Meine beiden Brüder sind tot, und meine Mutter war in Leningrad. Ich möchte gerne nach Leningrad zurück und meine Mutter suchen. Doch ich werde wohl noch ein Jahr Soldat sein müssen. Sind Sie aus Berlin?" fragte er mich. Ich nickte nur und sah auf die Tulpen in einer Gartenecke. „Jetzt werden Sie bald etwas zum Essen bekommen, die Frauen kochen schon", sagte er noch. „Und dann wird man Sie weiterbringen."

Ich hatte Glück. Ich kam schon im gleichen Jahr nach Hause und ging langsam durch die Ruinen der Stadt.

Fotos: Helmut Wenzel (5), Wolfgang Schönborn (1).



Die aktuelle Umfrage


Diner
aus dem
Kochgeschirr?

Nicht nur charmant, eher schon wahnsinnig übertrieben. Das mögen die meisten denken, wenn sie die Überschrift lesen. Und dann noch diese appetitlichen Sächelchen!

Zugegeben, ein bißchen hochgestapelt haben wir schon: was das Diner betrifft, zu deutsch Festmahl. Ein solches wird wahrlich nicht in der Gulaschkanone fabriziert und im Kochgeschirr serviert. Indes, AR-Stammleser werden sich vielleicht an Unteroffizier Frank Ecklebe erinnern. Über ihn und seine Kochgruppe hatten wir im Februar 1988 berichtet – und dort seine Erfahrung wiedergegeben, daß man in einer Feldküche so ziemlich alles zubereiten kann: natürlich den traditionellen Erbsen-, Linsen- und Bohneneintopf, aber eben auch Steak, Roulade, Eisbein, Bulette, Nudeln, Klöße und anderes mehr. Na, und das wäre doch schon etwas in Richtung Diner! Der Kochgruppenführer aus dem Anton-Saefkow-Regiment wollte damit eigentlich nur sagen, worum es auch in dieser Umfrage geht: Der Möglichkeiten gibt es die Menge, um in der Truppenverpflegung Kulinarisches und nicht nur mengenmäßig große Portionen zu bieten. Und da jeder weiß, zudem noch auf diesen Seiten sehen kann, daß das Auge mitißt, wollen wir auch zu diesem Thema die Augen nicht verschließen.

Dann also: ran an die Buletten!

Wir hörten und sahen uns in drei Truppenteilen um. Es verwundert wohl kaum, daß der eine dies und der andere das in den Vordergrund hob, wenn es ums Essen und die Eßkultur, um Essenausgabe und Speisesaalatmosphäre ging. Beginnen wir also ruhig mal mit dem Letzteren. Gefreiter Konrad Schmidt meint: „Was nützt mir die schönste Umgebung, wenn das Essen nicht schmeckt. Außerdem ist nun mal ein Speisesaal dieser Größenordnung immer etwas unpersönlich. Ich glaube, das empfindet keiner als besonders störend." Soldat Holger Heinrich sieht das anders: „Wenn ich in einen kahlen Speisesaal komme, der wie eine Wartehalle wirkt, unsauber und ungepflegt ist, ich an der Essenausgabe ewig stehen und mich vielleicht sogar noch drängeln muß, dann bin ich von vornherein schon satt." Durchaus verständlich, wenn man selbst einen hohen Anspruch hat.

Klar, eine solcherart reichlich und phantasievoll gedeckte Tafel wie auf unserem Foto in einem Regimentsspeisesaal zu erwarten, wäre vermessen. Schließlich müssen hier in relativ kurzer Zeit oft bis zu tausend hungrige Mäuler gestopft werden. Doch aus dem Kochgeschirr, das in manchem – pardon: zivilistischem Verständnis dem Soldaten als einziges Speisegeschirr zugeordnet wird, braucht in der Kaserne keiner sein Mittagessen einzunehmen. Hier gibt es Teller und Tassen wie in der Betriebskantine.

Soldaten haben auch im Garnisonsalltag eine harte, kräftezehrende Ausbildung vor sich, wenn sie zum Frühstück, oder hinter sich, wenn sie zum Mittag- oder Abendessen kommen. Zur Reproduktion ihrer Arbeits-, sprich Dienstfähigkeit ist ihnen – so militärisch offiziell formuliert – „eine abwechslungsreiche, gesunde und ernährungsphysiologisch vollwertige Verpflegung" zu geben sowie eine „kulturvolle Esseneinnahme in farblich und ästhetisch ausgestalteten Speisesälen" zu ermöglichen.

Lassen wir uns also mal erzählen, wie es in den von uns besuchten Truppenteilen „verpflegungsmäßig" aussieht. Die Verantwortlichen, also der Verpflegungsdienst, die Küche, aber auch die militärische Führung und die Politarbeiter, geben sich redliche Mühe, den Forderungen gerecht zu werden. Stabsfeldwebel Joachim Voigt vom Versorgungszug im Grenzregiment „Ho Chi Minh" versteht das vor allem auch als politische Verpflichtung: „Ich sage meinen Köchen immer: Unsere Genossen, die draußen an der Grenze stehen, erfüllen eine wichtige, schwere Aufgabe. Eure Sache ist es, für sie hohe Essenqualität zu liefern". Dennoch ist manches noch nicht in dem Topf, wo's kocht.

Stabsfeldwebel René Spengler, Küchenleiter im Paul-Hegenbart-Regiment, ist da Realist und bekennt: „Restlos werden wir nie alle Wünsche und Bedürfnisse befriedigen können, aber wir bemühen uns, dem immer ein Stück näher zu kommen." Was Wunder, wenn da die Meinungen, obwohl es um ein und dieselbe Realität geht, außerordentlich unterschiedlich und vielfältig sind – so unterschiedlich und vielfältig wie eben die Geschmäcker.

Also, ein Thema kann ich sofort ad acta legen, weil es da bei allen befragten Soldaten tatsächlich hundertprozentige Übereinstimmung gab: Das Essen ist reichlich, satt wird jeder, keiner muß bei der Truppe hungern.

Aber was die Qualität betrifft, gibt's offensichtlich noch erhebliche Niveauunterschiede. Bleiben wir beim Truppenteil „Paul Hegebart" und zitieren noch einmal den Gefreiten Konrad Schmidt, dem beim Essen das wichtigste ist, daß es schmeckt: „Ich habe meist auf Montage gearbeitet, habe also verschiedene Kantinenessen kennengelernt und bin nicht sonderlich verwöhnt. Aber hier ist es mir einfach zu unterschiedlich. Manchmal werden die einfachsten Gerichte versaut. Ich weiß nicht, wie die das machen. Dann wieder gibt es ganz tolle Sachen, zum Beispiel an einem normalen Wochentag ein wunderbares Ragout mit Reis und Erbsen. Oder abends prima Ochsenschwanzsuppe oder Soljanka. Vielleicht hängt das vom jeweiligen Koch ab." „So ist es", bestätigt Küchenchef Stabsfeldwebel René Spengler. „Wir sind eine Großküche mit zweiundzwanzig Köchen, von denen einige selbst Soldaten im Grundwehrdienst sind. Da gibt es tatsächlich Unterschiede. Erstaunlich: Der Gefreite Andre Philipp, Bäcker von Beruf, wurde bei uns zum Hilfskoch ausgebildet und ist jetzt einer unserer besten. Dagegen

haben wir gelernte Köche, die mit den Bedingungen einer Großküche einfach nicht klar kommen."

Übrigens: Sollte die harte Formulierung des Gefreiten Schmidt vom „versauten" Essen nicht bloß durch seinen persönlichen Geschmack geprägt sein, dann müßte man allerdings auch fragen, ob die in der Vorschrift gestellte Forderung, das Essen täglich nach Aussehen, Geschmack, Geruch, Konsistenz und Temperatur zu prüfen und zu bewerten, auch tatsächlich dem Inhalt nach und nicht nur formell realisiert wird.

Als große Verbesserung bezeichneten übereinstimmend die Soldaten, daß mittags zwei Essen zur Wahl stehen und man sich das Frühstück und Abendbrot am Büfett selbst zusammenstellen kann. Ob's immer zur Zufriedenheit aller klappt, ist ganz einfach eine Frage der Organisation und der Disziplin. Mancher Soldat handelt da noch nach der Devise „Selber essen macht fett", ohne an die zu denken, die nach ihm dran sind und so manchmal nicht mehr aus dem kompletten Angebot auswählen können. Aber wer hat ähnliches nicht schon beim Ansturm aufs kalte Büfett im Ferienheim erlebt!

Eine Menge Lob hörten wir von Soldaten im Truppenteil „Ho Chi Minh". Soldat André Ziegahn freut sich, „daß die Küche berücksichtigt, daß ich als sehr großer Mann etwas mehr zum Sattwerden brauche". „Angenehm überrascht" vom Essen in der Truppe zeigten sich weitere Genossen. Matrose Jens Kertzscher: „Es ist zwar nicht wie bei Muttern, aber man spürt, daß sich die Küche was einfallen läßt." Soldat Peter Pusch: „Also was mir da einige Kumpels vorher erzählt haben ... Ich war Vier-Schicht-Arbeiter, da war das Mittagessen oft schlechter. Prima finde ich, daß es hier abends auch mal was extra gibt, Nudel-, Fisch- oder Wurstsalat beispielsweise." Soldat Frank Goschala: „Es ist zwar keine Hausmannskost, wie sollte es auch, aber ausreichend und abwechslungsreich. Guter Durchschnitt, würde ich sagen."

Ein Mann, der es wissen muß und offiziell „Vorsitzender der Prüfungskommission für Verpflegung" heißt, bestätigt diese positive Tendenz aus seiner Warte: „Wir haben eigentlich das Ohr an der Masse; ich schon als Politarbeiter, dann aber auch durch unsere monatliche Kommissions-Sprechstunde für jedermann. Im letzten Halbjahr hatten wir keine Beschwerde zur Qualität des Essens. Und die Soldaten sind ja wirklich alles andere als schüchtern, die sagen sofort, was sie vom Essen halten."

Zur Gestaltung des Speisesaals fehlt bei den „Ho Chi Minh"-Soldaten das große Lob, aber man akzeptiert Sauberkeit, Ordnung, Solidität. Matrose Gerd Schöfer: „Es soll ja kein Aufenthaltsraum sein. Man ißt und geht wieder." Soldat Steffen Winkel: „Man kann dezente Musik hören, alles ist sauber." Soldat Peter Pusch: „Es muß ja alles zügig gehen, 250 Essen in einem Durchgang. An einem dreckigen Tisch war ich noch nicht." Trotzdem ist Major Uwe Niepagen als Leiter des Verpflegungsdienstes nicht zufrieden. „Vor einiger Zeit erst wurde das Dach dicht gemacht, danach konnten wir renovieren. In Eigenleistungen haben wir Terrazzoplatten verlegt. Aber es ist noch allerhand zu tun. Als nächstes sollen Raumteiler gefertigt werden, Grünpflanzen und ein Großbild für eine Wand sollen mehr Atmosphäre in den Speisesaal bringen."

Im Truppenteil „Fritz Große" ist man in der Beziehung schon etwas weiter. Der Gefreite Peer Bohlmann anerkennt, daß sich in ihrem Speisesaal „allerhand getan hat. Die Blenden vor der Essenausgabe sind ganz prima gestaltet, an den Wänden hängen Bilder, Fotos und ein großer Farbposter. In der Mitte des Raumes steht in Form eines U das kalte Büfett zur Selbstbedienung mit verschiedenen Rohkostsalaten, Äpfeln und Pudding." Soldat Torsten Kossatz findet es „gut, daß auf dem großen Tapetenposter eine schöne Landschaft zu sehen ist. Endlich mal nicht immer nur das Armeethema. Damit sind wir ja den ganzen Tag konfrontiert." Von der Warte des Vorgesetzten, in dem Falle des Stellvertreters des Kommandeurs für Rückwärtige Dienste, Oberst Helmut Becke, stellt sich das so dar: „Gutes Essen, darunter verstehen wir nicht nur die Qualität der Speisen, sondern auch die Qualität der Speiseneinnahme, also des Umfeldes. Darum bemühen wir uns eigentlich schon lange. Auch ohne großen finanziellen und materiellen Aufwand kann man allerhand zustande bringen. Wir nutzen dazu zum Beispiel unseren Fotozirkel. Die Karikaturen an den Aufstellern haben Soldaten gezeichnet. Der Zirkel für Malerei und Grafik hat eine kleine Ausstellung gestaltet, die jetzt im Offiziersspeisesaal hängt und demnächst in den Soldatenspeisesaal wandern soll. Man soll sich wohlfühlen, und wir haben eigentlich die Erfahrung gemacht, daß sich der Soldat in einem sauberen, schön gestalteten Speisesaal auch entsprechend bewegt, also auch selbst auf Ordnung und Sauberkeit achtet."

Wie wahr. Für schmackhaftes, abwechslungsreiches, nahrhaftes Essen zu Frühstück, Mittag und Abendbrot sind natürlich zuallererst die verantwortlich, die an Kochkessel, Kippbratpfanne und Küchentisch stehen. Für Eßkultur, Umfeld, Sauberkeit und Ordnung gleichermaßen die, für die es zubereitet wird. Gemeinsam geht's besser. Und das festliche Diner heben wir uns auf. Bis jeder das Seine getan hat als Soldat – und als Soldatenkoch.

Text: Günther Wirth
Fotomontage: Hans-Ullrich Kutzner



Minenabwehrschiffe der Volksmarine
Bild: Manfred Uhlenhut



Ein Schlitzohr hoch drei!

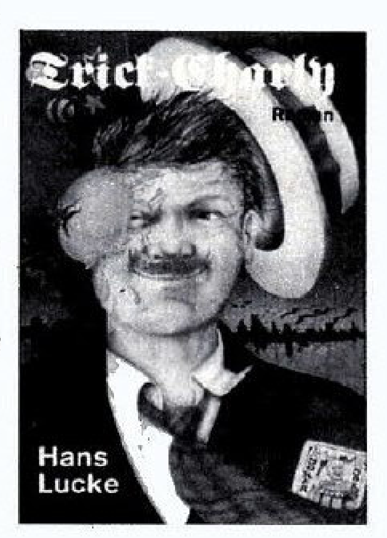
So, wie er da unten auf dem Bild aussieht, genauso ist er auch – Karl Klemm, der kleine Sachse mit der großen Klappe. Er hat die Nase gestrichen voll vom Krieg. Weg will er, abhauen zu den Amerikanern. Und weil er leidlich Englisch kann, ein paar Kartenkunststückchen drauf hat und aus dem Akkordeon sogar „On the sunny side of the street" rausquetscht, ist er bei den GI's dicke da. Als hätten die auf einen Tausendsassa wie Karlchen nur gewartet, schubsen sie ihn in eine Geschichte hinein, die zu einem wahren Schelmenstück geraten soll. Hast du nicht gesehen, wird aus dem braven Soldaten Karl Klemm ein gewisser Karl-Heinz Schramm, dem gar das Ritterkreuz am Halse baumelt. Halsbrecherisch zwischen seiner wirklichen und der aufgenötigten Identität hin und her tänzelnd, wird Karlchen zu einem von tausend Hunden gehetzten armen Teufel. Als Karl Klemm steckt er dauernd in irgendeiner Klemme; als Karl-Heinz Schramm holt er sich gewaltige Schrammen. Denn da sind Leute, Kräfte, Mächte, die ihn für ziemlich unsaubere Zwecke ausnutzen. Und Karlchen-Charly muß sich der unwahrscheinlichsten Tricks bedienen, um aus den letzten Kriegswochen mit heiler Haut herauszukommen.

Nachdem er verschüttet worden war, beschließt er, fortan nur als Stummer einherzuwandeln, besonders durch die Lazarette der Roten Armee. Seine Devise: immer erst mal doof stellen. Als er sich von Natascha und ihren rotbesternten Kampfgenossen abseilen will, steckt er endgültig in der ... Schön ist es nicht, in eine randvoll gefüllte Latrine zu stürzen. Mehr als drei Klimmzüge hat Karl nie geschafft. Doch auf wundersame Weise naht Hilfe. Und als Karlchen den anrüchigen Ort verläßt, ist er kein Geringerer als ein US-Master-Sergeant; so bunt geht's zu.

Auch als der Krieg endlich vorbei ist, rutscht er von einem Dilemma ins andere. Karlchens ewigen Wettlauf zwischen Heldenhaftigkeit und schlotternder Angst entscheiden oft genug nur seine Pfiffigkeit und Geistesgegenwart. Einer hilft ihm schließlich, endlich ein Bein auf die Erde zu kriegen, und auch in seinen verworrenen Herzensdingen kommt er klar. Ein Superman, dieser Karl Klemm? Eher ein armes Würstchen, dem im entscheidenden Moment der gesunde Menschenverstand und ein Quentchen Glück treu bleiben. Die story um „Trick-Charly", so heißt der Roman, macht den ernsten Hintergrund nicht klein, den kleinen Mann aber macht sie groß. Hans Lucke schrieb die amüsante und verblüffende Geschichte. Der Autor ist vielen als Schauspieler bekannt, vor allem aus dem DEFA-Klassiker „For eyes only". Ihm ist ein Buch gelungen, das ich nicht anpreisen will – Gutes spricht sich auch so rum. Glückwunsch dem Autor, dem Militärverlag der DDR, wo es erschien, und den Lesern, die es erwischen.

Ich schreibe Euch das einen Tag nach einem Ereignis, das uns von Herzen egal sein könnte, hätte es nicht ein Ergebnis gebracht, das die Welt alarmiert: die Wahlen zum Abgeordnetenhaus in Berlin (West). In diese „freiheitlich-demokratische Volksvertretung" sind die „Republikaner" eingezogen – Neonazis, an deren Spitze ein Alt-Nazi steht: SS-Mann Franz Schönhuber, einst Angehöriger der SS-Leibstandarte „Adolf Hitler". Zu den Hauptlösungen dieser vorrangig von Beamten, Polizisten, Soldaten und Offizieren der Bundeswehr und des Bundesgrenzschutzes ge- und unterstützten Partei gehört die „Beseitigung der DDR", die Schaffung eines „vereinigten Deutschlands in den Grenzen von 1937" und der Kampf gegen „Überfremdung", also gegen Ausländer, die in der BRD leben und in der Wohlstandsgesellschaft die Dreckarbeit machen (s. Günter Wallraffs Buch „Ganz unten"). Unter dem frenetischen Gebrüll seiner Gefolgschaft verkündete dieser Schönhuber: „Wir sind nicht mehr zu stoppen!" So fing es schon einmal an ...

Vor mir liegt das Buch „Zeugen sagen aus". Auf seinen Seiten breitet sich ein Meer von unheilbarem Leid aus. Zu uns sprechen Männer, Frauen und Kinder, die nicht verhungert, an Typhus gestorben, die nicht erschossen, vergast, vergiftet, erschlagen



oder in den Elektrozaun gejagt worden sind. Sie erzählen einfach, was ihnen geschah, und man faßt es nicht. Sechs Millionen Juden, Mädchen und Jungen, ihre Eltern und Großeltern haben die Faschisten vernichtet. Haben sie umgebracht wie in den Schlachthöfen das Vieh. Über die ausgeklügelten, ja geradezu rationellen Methoden des Massenmordens berichten SS-Männer, die dies getan haben. Das eigentlich Entsetzliche ist die nüchterne, sachliche, selbstverständliche Art, in der diese Bestien von ihrer „Arbeit" sprechen, SS-Männer, wie sie zu dieser Stunde in der BRD leben. In Archiven zwischen Moskau und New York haben Mira und Gerhard Schoenberger nach Berichten und Dokumenten von besonderer Aussagekraft geforscht und sie zu diesem im Union Verlag erschienenen Buch vereinigt. Es ist dringend nötig, sehr genau zu wissen, was Faschismus ist. Die Mahnung „Wehret den Anfängen!" bedeutet auch: Ihr müßt das Vergangene kennen, um Heutiges zu erkennen.

Lichtverhältnisse, sie schaffen Hell und Dunkel, Schatten und Glanzlichter, lassen verschwommen oder überscharf erscheinen, machen sichtbar. „Lichtverhältnisse" nannte Helga Königsdorf ihren neuen Erzählungsband (wie ihr „Respektloser Umgang" im Aufbau Verlag erschienen). Herb erzählt sie, trocken, kühl. Sehr genau beobachtet sie, wie Menschen miteinander umgehen und wie mit ihnen umgegangen wird. Die Autorin nimmt gelebtes und gesehenes Leben her, stellt es in grelles, entblößendes Licht oder läßt wärmendes, schützendes Licht darauf scheinen. Auch das Verletzbare, Empfindsame fühlt sie heraus bei Mitmenschen, die in Bedrängnis sind und hilflos. Aber die Königsdorf kann auch ganz anders, kann herrlich ironisch sein und geradezu grimmigen Humor erzeugen, zum Beispiel in jener Geschichte, die teils im Himmel, teils in der Hölle spielt. Komik und Trauer, Wirklichkeit und Phantasie, innerste Vorgänge und äußerlich Scheinendes sind eingegangen in diese lesenswerten Stücke unserer Gegenwartsliteratur.

Vermutlich in Polynesien, der paradiesischen Inselwelt Südostasiens, stand einst die Wiege der Seefahrt. Vor etwa dreißigtausend Jahren schon befuhren die braunhäutigen Insulaner auf ihren höchst einfachen, aber seetüchtigen Auslegerbooten das Meer. In den rund sechstausend Jahren der verbürgt überlieferten Seefahrtsgeschichte waren es zunächst die erfindungsreichen, mutigen Söhne Kretas und Ägyptens, Persiens und Phöniziens, Griechenlands und Roms, waren es Wikinger und Vandalen, die das Welt-Seefahrtsbuch schrieben. 1492 landete Christoph Columbus an den Gestaden der Neuen Welt, sechs Jahre später gelangte Vasco da Gama nach Indien – und knapp ein halbes Jahrtausend später, 1977, erreichte ein sowjetischer Atomeisbrecher als erstes Überwasserschiff der Welt den Nordpol. Windjammer, Schoner, Briggs, Barken, Vollschiffe, Luxus-Schnelldampfer, Schlachtschiffriesen, Supertanker und die militärischen Seefahrzeuge wie U-Boote, Flugzeugträger, Raketenkreuzer und andere mehr schwimmen auf oder unter den Weltmeeren. Von ihnen und den Menschen, die sie in friedlicher oder feindlicher Absicht führen, erzählt Dr. phil. Robert Rosentreter in einem Buch für kleine und große Leser. Der Autor ist ein erfahrener Seemann und Journalist, er ist Fregattenkapitän unserer Volksmarine. Anschaulich und faktenreich weiß er zu erzählen und bietet in dem hübsch aufgemachten Buch aus dem Kinderbuchverlag eine große Menge von Informationen über die Geschichte der Seefahrt von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Uwe Hänsch schuf phantasievolle, detailreiche Bilder dazu. „Von Seeleuten und Schiffen" – wer's nicht für Geld bekommt, holt es sich kostenlos in der Bibliothek.

Euch allen schöne Maientage und noch schönere Maiennächte.

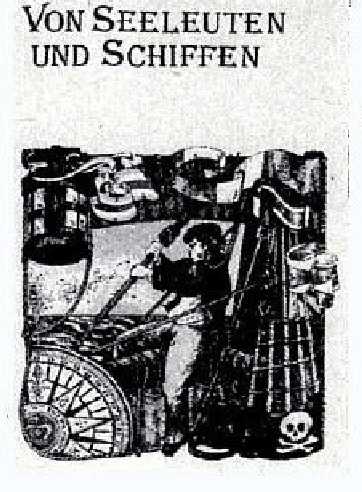
Tschüß!

Eure Bibliothe- Karin

Text: Karin Matthées











Nichts hat sie von ihrem Glanz, ihrer Anziehungskraft und Faszination verloren. Sie ist sozusagen eine Dame im ehrwürdigen, besser gesagt im besten Alter. Alle Jahre wieder, im Wonnemonat Mai, präsentiert sie sich ihrem Millionenpublikum. Nun schon zum 42. Male strampeln in diesen Tagen die „Pedalritter" über Europas Landstraßen. Das größte und leistungsstärkste Amateur-Etappenrennen der Welt dient zugleich einem großen Menschheitsziel: Frieden und Völkerverständigung. Anlaß für uns, Euch einige Fragen zu Vergangenheit und Gegenwart der großen Fahrt zu stellen.



❶ In welchem Jahr wurde die Friedensfahrt aus der Taufe gehoben?
a) 1946
b) 1948
c) 1950

❷ In den ersten Jahren wurde die Fahrt zwischen Warschau und Prag ausgetragen. Seit 1952 führt sie auch über DDR-Gebiet. Nennt die drei großen Zeitungen, die die Tour mitorganisieren!

❸ Große Namen sind in die Liste der Friedensfahrtsieger eingetragen. Jan Vesely (CSSR) ist wie unser „Täve" Schur schon eine legendäre Gestalt. Ryszard Szurkowski (VR Polen) war zwischen 1970 und 1975 viermal Einzelsieger. Sergej Suchorutschenkow (UdSSR) schaffte das zweimal, wie auch Olaf Ludwig und Uwe Ampler. Welches Land stellte bisher am häufigsten den Gesamtsieger der Tour?
a) UdSSR
b) Polen
c) DDR?

❹ Auch ein Armeesportler der DDR stand bereits einmal als Friedensfahrtsieger auf dem höchsten Podest. War das
a) Egon Adler (1958)
b) Günter Hoffmann (1964)
c) Falk Boden (1983)?

❺ In den 50er und 60er Jahren waren zwei berühmte DDR-Fahrer insgesamt 20mal bei der Friedensfahrt dabei. 1955 und 1959 der eine und 1963 der andere – gewannen sie sogar die Tour. Ihre Söhne, beide 1988 Olympiasieger in Soul, schreiben nunmehr Friedensfahrtgeschichte mit. Nennt uns die Vornamen dieser vier großartigen DDR-Radrennfahrer!

❻ Ein DDR-Fahrer brachte es allein auf insgesamt 33 Etappensiege. War das
a) „Täve" Schur, der 12mal die Friedensfahrt bestritt,
b) Manfred Weißleder, der 1960 als Neuling bei der Fahrt gleich 4 Tagessiege errang oder
c) Olaf Ludwig, der seit 1980 auf FF-Kurs ist?

Nicht ganz einfach? Oder doch? Jedenfalls war ein bißchen Mühe Eurerseits von uns durchaus beabsichtigt, zumal es sich wieder lohnt. Mit fünf richtigen Antworten habt Ihr die Chance, unter den Gewinnern unserer Preise zu sein: je einmal 200, 150 und 100, viermal 50 sowie zehnmal 20 Mark, außerdem wieder zehn Bücher aus dem Militärverlag. Eure Postkarte müßt Ihr bis zum 10. Juni an die Redaktion „Armeerundschau" Postfach 46 130, Berlin, 1055 schicken. Der Startschuß zu unserem 6-Etappen-Fragespiel ist damit gegeben.

Nach deinem Fortgehn

Und wieder lieg ich allein auf der Matratze am Boden
und ich liebe dann meine schwarzen Leinenhosen an den Beinen
und ich streichle mir selbst die vollen Brüste
und spanne meine Muskeln bis zum Schmerz

Und vorm Fenster scharren hungrig diese Tauben
und ich werf den Kuchenrest aufs Fensterbrett
und der Tee hockt lau noch in der Kanne
und die Bilder an der Wand sind nur ein Fleck

Und ich laß den ersten Schnee ins Zimmer
und verliere langsam den Verstand.

Heike Pfitzner, Diplom-Pädagogin

Befürchtung

Nicht die vision
Deines todes
Zehrt an mir
Betroffen macht mich
Daß wir uns
Dann
Vergessen haben.

Annette Pampel,
Studentin

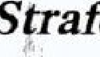


Ich habe dich

so oft geliebt
nun bin ich
süchtig.
Verbanne mich
in ein
ganz fernes Haus.
Ich zöge dann
aus meinem Kleide
die Fäden alle
einzeln mir heraus,
und knüpfte
mir ein Lasso
und fing dich
damit ein.
Ein Lasso
voller Liebesschlingen
– selbst auf dem Mond
wär ich
nicht lang allein.

Dr. Ditti Clemens,
Wissenschaftliche Assistentin

Strafe



Mein Bild
ein Lächeln, ein Leib
träumende Augen
tätowier' ich dir in die Seele
mit glühenden Nadeln
und bei Vollmond
schmerzt jeder Stich
wie die Ahnung
meiner Tränen.

Oberleutnant Heike Rausch,
Diplom-Medizinerin



Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Wolfgang Würfel

versuchs geh auf die straße nachdem du das gesicht
an die wand im treppenflur gelegt hast um das plötzliche
atmen deiner wände zu vergessen versuchs ruhig du kannst
eine zeitung kaufen und äpfel du kannst über die haut
eines apfels mit der zunge fahren und versuchen eine
geträumte berührung zu vergessen versuchs geh die straße
entlang du kannst jemanden nach der uhrzeit fragen
er wird dir meinen namen sagen in allen briefkästen
werden briefe für dich sein versuchs geh weiter
alle werden meine augen haben du kannst nur ein hemd
oder einen mantel tragen die stadt wird schattenlos sein
und der regen wird durch meine hände bis auf deine
schultern gehen versuchs zurück kannst du jetzt nicht
weil dort meine finger immer noch über die haut deiner hüfte
streichen du wirst ohne laken schlafen müssen denn du wirst
auf ihm wie auf mir liegen versuchs du wirst dich nicht
mehr rasieren können denn all die kleinen schnitte
werden von mir sein du wirst meine stimme noch in jedem
angerissenen streichholz hören aber geh weiter geh
mit dem wind werde ich dir papierkörbe und bänke vor
die füße werfen versuchs ich trete dir immer entgegen
ich bewege mich vorsichtig in deinem schatten ich sitze
in jeglichem café am nachbartisch versuchs du kannst
mich sehen aus den augenwinkeln doch trifft dein blick
eine andere wenn du den kopf wendest wird der mann an der tür
mit meiner stimme lachen.

Susanne Fienhold, Sekretärin



Die Farben sterben

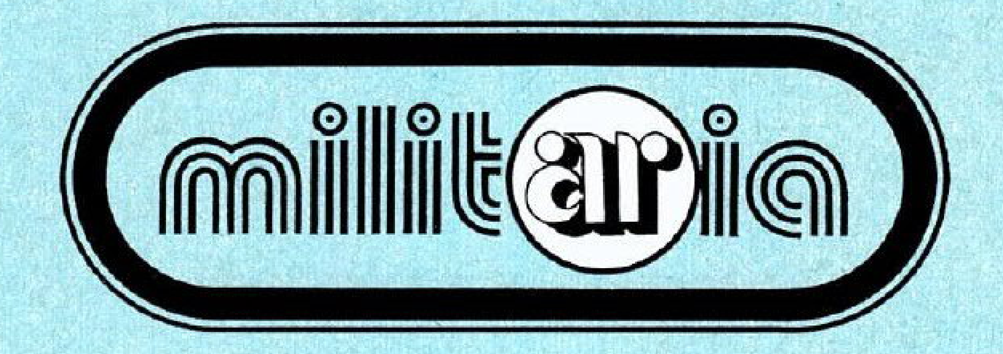
Vor dem Herbst
Die Lüge wärmt
Wie ein dünner Mantel
Im Winter.

Ingrid Allstedt,
Diplom-Juristin

Solange wir lieben können

ohne ein weiches Lager,
ohne ein festliches Mahl,
ohne Musik auf dem Plattenteller,
ohne Cola-Wodka im Glas,
solange wir nur uns brauchen,
sind wir jung.

Ilona Weidemann, Lehrerin



Operation „Overlord“

Es ist die Nacht vom 5. zum 6. Juni 1944. In den Stellungen der faschistischen Wehrmacht entlang der französischen Küste, dem von der Goebbels-Propaganda in lauten Tönen gepriesenen Atlantik-Wall, herrscht große Nervosität. Trotz des relativ schlechten Wetters überfliegen anglo-amerikanische Bomberverbände den Kanal und greifen die deutschen Befestigungen in der Normandie an. Es werden Kampfhandlungen mit gelandeten Fallschirmjägern gemeldet. In den Stäben der Wehrmacht herrscht zunächst Verwirrung. Ist das die seit langem erwartete Invasion? Im anbrechenden Licht des neuen Tages wird die Frage beantwort: die Soldaten des faschistischen Deutschland sehen, wie sich der Horizont über See mit einer immer größer werdenden Zahl von Schiffen füllt, die alliierte Landung in Frankreich beginnt.

Zeitpunkt und Ort des aktiven Eingreifens der anglo-amerikanischen Streitkräfte in Westeuropa bildeten eines der delikatesten Probleme in der Antihitlerkoalition. Für die Weiterführung des Krieges, vor allem für ein baldiges Kriegsende, mußte eine Landung in Frankreich von größter Bedeutung sein. Die Entscheidung darüber, wann und wo die Streitkräfte der USA und Großbritanniens den Hauptschlag gegen die faschistischen Unterdrücker des Kontinents führen würden, bildete einen Knotenpunkt der unterschiedlichen Interessen und Ziele zwischen den Klassenkräften in den Staaten der Antihitlerkoalition und der sie vertretenden Regierungen.

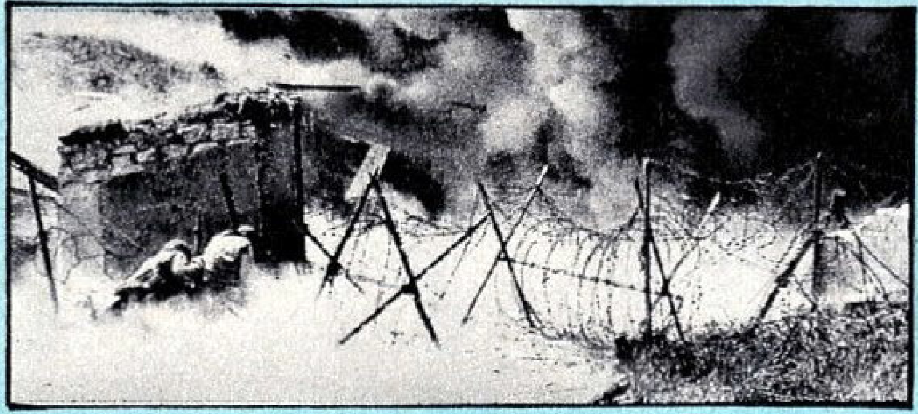
Die UdSSR, deren Streitkräfte die Hauptlast des Kampfes gegen den faschistischen Aggressor trugen, sowie die Volksmassen und anderen progressiven Kräfte in aller Welt wünschten eine baldige Invasion und damit die Errichtung der zweiten Front, um den Schrecken der Naziherrschaft und den Krieg schnell zu beenden. Diese Interessen setzten sich schließlich über die andersgearteten Pläne, insbesondere des britischen Premierministers Churchill durch. Auf der Konferenz in Teheran 1943, auf der die Regierungschefs der USA, der UdSSR und Großbritanniens verhandelten, war die Operation „Overlord“, so der Deckname der Invasion, auf den Mai 1944 festgelegt worden.

Unter dem Schutz der angreifenden Bomber gingen als erste die Soldaten von drei Luftlandeverbänden ins Gefecht. Die britische 6. Luftlandedivision mit 4 800 Mann sowie die 101. und 82. amerikanische Luftlandedivision – insgesamt 13 000 Soldaten – wurden bei Mondschein eine Stunde nach Mitternacht abgesetzt. Sie hatten den Auftrag, um die Seelandung zu erleichtern, deutsche Gegenmaßnahmen zu behindern und die Hauptverbindungswege zu den Stränden zu besetzen.



Der Oberbefehlshaber West und die Heeresgruppe B der faschistischen Wehrmacht, in deren Zuständigkeitsbereich die Geschehnisse abliefen, hielten die Luftlandung für einen Ablenkungsangriff. Erst das Erscheinen der gewaltigen Invasionsflotte mit insgesamt 6 483 Einheiten, darunter 1 213 Kriegsschiffe vom Schlachtschiff bis zum Zwerg-U-Boot und 4 126 Landungsfahrzeuge, belehrten sie eines besseren. Zwischen 6.30 Uhr und 7.30 Uhr begann die Seelandung an fünf Abschnitten der Normandieküste. Es gab an der Landungsfront zwei Zonen. Eine westliche unter amerikanischem Kommando, in der die 1. amerikanische Armee handelte, und eine östliche unter britischer Führung, in der die 2. britische Armee zum Einsatz kam. In der amerikanischen Zone sollte der Atlantik-Wall an zwei mit Codenamen bezeichneten Abschnitten – Utah und Omaha –, in der britischen an drei Stellen – Gold, Sword, Juno – durchbrochen werden. Es war geplant, mit der ersten Welle 50 000 Mann an der Küste abzusetzen. Der Operationsplan sah vor, bis zum Abend des 7. Juni 107 000 Soldaten mit 14 500 t Material und 14 000 Fahrzeugen in der Normandie anzulanden.

Unter dem Schutz der Schiffsartillerie ging die erste Welle pünktlich an Land. Vor den Stränden begannen die Transporter ihre Landungsfahrzeuge auszusetzen. Diese marschierten in einer Serie von mehreren Wellen zur Absprunglinie, wo sie kreisten, bis das Signal zur Anlandung kam. Zwischen den Transportern und dem Strand gingen die Feuerun-



In den Morgenstunden des 6. Juni 1944 landen die Alliierten in der Normandie

Unbehindert entlädt die Invasionsflotte Verstärkung und Nachschub

Stoßtrupps der Amerikaner greifen Bunker vor Cherbourg an



US-Fallschirmjäger US-Infanterist Brit. Fallschirmjäger



Avro Lancaster B III,
schwerer Bomber

Lockheed P-38 L „Lightning",
Jagdflugzeug

De Havilland „Mosquito"
FB Mk. VI, Jagdbomber

Hawker „Typhoon"
Mk-IB, Jagdbomber

1 – Republik P-47D „Thunderbolt", Jagdflugzeug
2 – North American P-51D „Mustang", Jagdflugzeug
3 – Boeing B-17F „Flying Fortress", schwerer Bomber
4 – Martin B-26 „Marauder", mittlerer Bomber

105-mm-Feldhaubitze M-2, USA

Infanteriepanzer Mark IV Churchill IV, GB

Brit. Infanterist

Mittlerer Panzer „Sherman" M4A4, USA

terstützungsschiffe vor Anker. Die Schlachtschiffe und Kreuzer feuerten auf etwa 10 000 m Entfernung, die Zerstörer auf 5 000 m. Der Infanterie-Angriffswelle folgten Panzer und Amphibienpanzer.

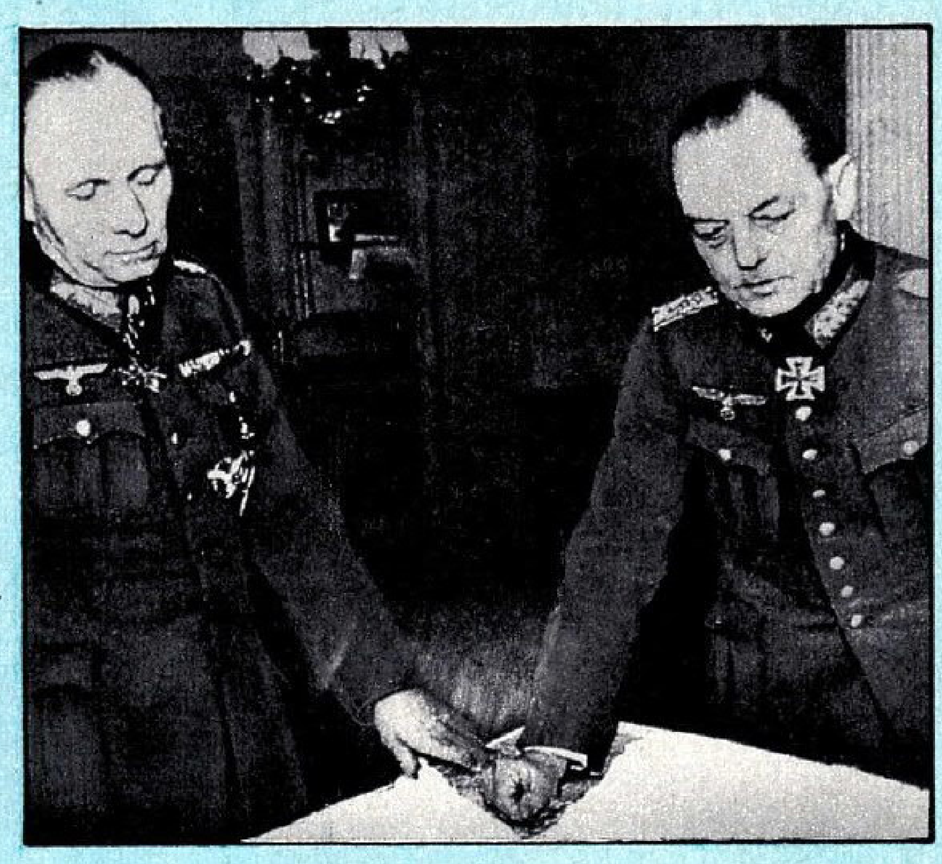
Besonders heftig wurde im Landungsabschnitt „Omaha" gekämpft. Hier, wo die deutschen Verteidigungsanlagen besonders gut ausgebaut waren, entwickelten sich für die amerikanischen Truppen verlustreiche Kämpfe. Erst gegen Mittag gelang es ihnen, landeinwärts vorzudringen. Bei diesen Kämpfen machte sich besonders die Unterstützung durch die Schiffsartillerie bemerkbar. Die Geschütze der Schiffe, deren Feuer durch englische „Spitfires" gelenkt wurde, riegelten den Brückenkopf ab und hinderten so die Deutschen daran, Verstärkung heranzuziehen und mit ihren Kräften zu manövrieren. Direkte Feuerunterstützung gaben 9 amerikanische und 3 britische Zerstörer. Sie liefen bis auf 1 000 m an die Küste heran, einige Schiffe hatten sogar Grundberührung, und beschossen von diesen Positionen aus die gegnerischen Befestigungen.

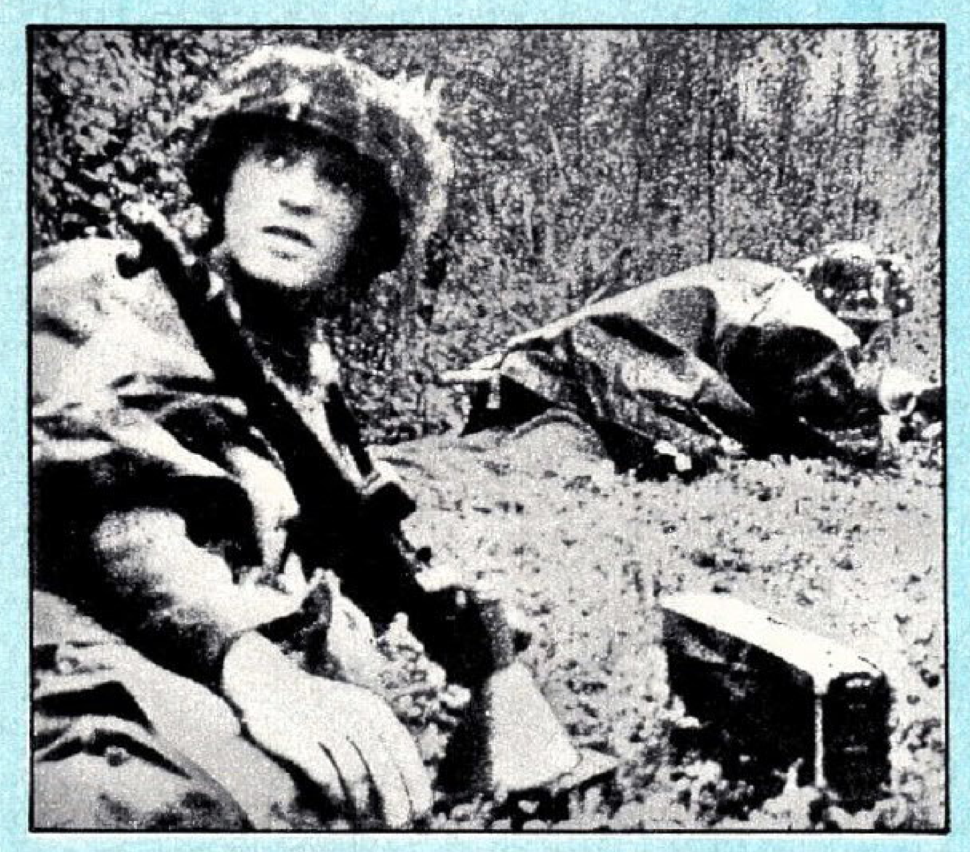
In den übrigen Landungsabschnitten verliefen die Handlungen weniger dramatisch. In „Utah" befanden sich am Abend des 6. Juni 21 300 Soldaten mit 1 700 Fahrzeugen an Land. Es war ein Brückenkopf von 6 km Breite und Tiefe genommen und die Verbindung zu den Fallschirmjägern hergestellt. An den britischen Abschnitten drangen die drei gelandeten Divisionen vier bis sieben Kilometer landeinwärts vor und nahmen ebenfalls Verbindung zu den Luftlandetruppen auf.

Die Befehlshaber und Kommandeure der faschistischen Wehrmacht brauchten bis gegen Mittag des 6. Juni, um ein Bild der Lage zu bekommen und endgültig zu erkennen, daß die erwartete Invasion begonnen hatte.

Die Nachricht von den Ereignissen in der Normandie löste bei Hitler und einem Teil der militärischen Befehlshaber keinesfalls Betroffenheit aus. Sie glaubten vielmehr, die eigenen Kräfte überschätzend, jetzt eine Möglichkeit gefunden zu haben, den britischen und amerikanischen Streitkräften eine vernichtende Niederlage beibringen zu können, die den Verlauf des Krieges verändern werde. Völlig in diesem Sinne bekam die 7. deutsche Armee um 16.55 Uhr vom Generalstab des Oberbefehlshabers West den Befehl übermittelt, die gelandeten Truppen im Brückenkopf noch am Landungstag abends zu vernichten. Entscheidende Angriffskraft sollten die Panzerdivisionen sein. Dafür stand der Armee jedoch nur eine, die 21. Panzerdivision, zur Verfügung. Sie hatte 121 einsatzbereite Kampfpanzer und gehörte damit allerdings zu den schlagkräftigsten Wehrmachtsverbänden. Gegen 16.00 Uhr war die Division angriffsbereit. Ihr Stoß richtete sich gegen die 3. britische Division, und die Panzer brachen bis zu den Küstenbefestigungen bei Lion-sur-Mer durch. Dabei gingen im massierten Angriff der alliierten Jagdbomber 50 Panzer verloren. Dies, der hartnäckige Widerstand der Briten und eine vermutete Landungsaktion im Rücken der Panzerdivision, bewog die Deutschen, ihren Gegenangriff abzubrechen. Die Division zog sich in ihre Ausgangsstellungen zurück.

Auf See und in der Luft waren die Alliierten absolut überlegen. Die Verlegung von 16 Jagd- und neun Bombergruppen der Nazi-Luftwaffe nach Beginn der Invasion endete darum mit einem organisatorischen und logistischen Zusammenbruch der Bodenorganisation und der operativen Führung der Deutschen. Daran hatten die bei Invasionsbeginn schlagartig einsetzenden Aktionen der französischen Widerstandskämpfer einen wesentlichen Anteil. Sie störten alle wichtigen Eisenbahn-, Post- und Straßenverbindungen. Das alles führte zu einem Aderlaß der faschistischen Luftwaffe in Westeuropa, von dem sie sich nicht mehr erholte.







Der Gegenangriff der ebenfalls unterlegenen deutschen Kriegsmarine konnte den alliierten Seeverkehr auch zu keiner Zeit ernsthaft beeinträchtigen. Vier Zerstörer, vier Torpedoboote und eine Schnellbootgruppe wurden rücksichtlos verheizt. Sie erlitten, ebenso wie die gegen die Invasionskräfte eingesetzten U-Boote, schwerste Verluste. Sie zerstörten zwar insbesondere durch die von ihnen gelegten Seeminen 33 Schiffe und Boote, wurden jedoch im Verlauf des Juni völlig aufgerieben.

Die Invasion in der Normandie ist die größte Seelandeoperation der Geschichte. Obwohl die gelandeten Truppen nicht alle für den ersten Invasionstag gesteckten Ziele erreicht hatten, konnte ein großer politischer und militärischer Erfolg errungen werden. Der deutsche „Atlantikwall" war auf breiter Front durchbrochen, und die Streitkräfte Großbritanniens und der USA hatten festen Fuß auf dem westeuropäischen Kontinent gefaßt. Alle Versuche der faschistischen Wehrmacht, das Geschehen rückgängig zu machen, scheiterten. Am 5. Juli standen 920 000 alliierte Soldaten mit 177 000 Fahrzeugen auf französischem Boden.

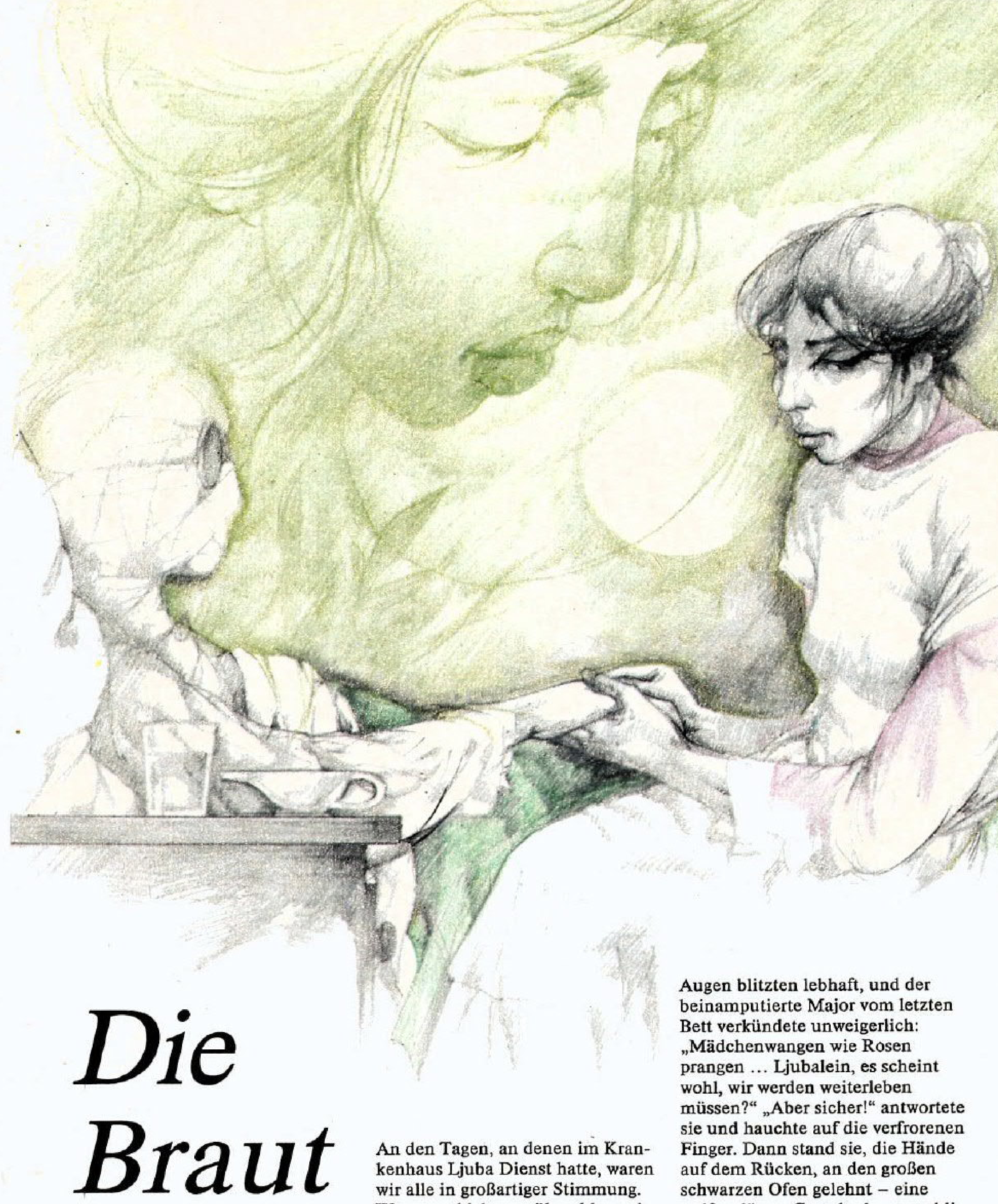
Damit hatte sich die Lage der faschistischen Wehrmacht und der Nazidiktatur in Deutschland wesentlich verschlechtert. Nicht zuletzt, weil an der deutsch-sowjetischen Front die Sowjetarmee zu einer Großoffensive im Mittelabschnitt überging. Die Wehrmacht war zu einem Mehrfrontenkrieg gezwungen. Die Niederlage des faschistischen Regimes, das Ende seiner Herrschaft über große Teile Europas, war nicht mehr aufzuhalten.

Die Heeresgruppe B an der Kanalküste führte Generalfeldmarschall Rommel. Rechts der Oberbefehlshaber West v. Rundstedt.

Unablässige Fliegerangriffe nageln die deutschen Truppen am Boden fest

Britische Infanterie im normannischen Wald

Text: Richard Lakowski
Illustration: Heinz Rode
Bild: Archiv



Die Braut

Erzählung von Leonid Sobolew Illustration: Werner Ruhner

An den Tagen, an denen im Krankenhaus Ljuba Dienst hatte, waren wir alle in großartiger Stimmung. Warm und lebensprühend kam sie frühmorgens auf ihren weichen Turnschuhen in den Saal geweht – ein sichtbarer Sonnenstrahl. Die Froströte brannte noch wie eine kalte Flamme auf ihren Wangen, die lachlustigen, fast kindlichen Augen blitzten lebhaft, und der beinamputierte Major vom letzten Bett verkündete unweigerlich: „Mädchenwangen wie Rosen prangen ... Ljubalein, es scheint wohl, wir werden weiterleben müssen?" „Aber sicher!" antwortete sie und hauchte auf die verfrorenen Finger. Dann stand sie, die Hände auf dem Rücken, an den großen schwarzen Ofen gelehnt – eine weiße, dünne Gestalt, deren sachlicher Ernst kindlich wohltuend und rührend war. Während sie sich die Hände wärmte, plapperte sie, sich keine Pause gönnend, über alles und jedes: über den morgendlichen Frontbericht, und was mit dem



feuchten Brennholz passiert sei, und was in der Küche zum Mittagessen gekocht werde, und gestern abend der Film – und das Stöhnen wurde leiser, die schmerzverkrampften Gesichter lösten sich, durch die bis zum Überdruß fade Krankenhausluft wehte es frisch, der Kummer ließ nach, die Gedanken wurden freundlicher.
Dann legte Ljuba die dünnen Finger an den Hals, um festzustellen, ob sie schon warm seien, ihr gerades Näschen krauste sich bekümmert, sie überflog den Krankensaal mit dem flinken Blick einer Hausfrau, die überlegt, womit sie anfangen solle – und kam dann zu den Betten.
Sie verstand es, alles, was sie tat, flink und liebevoll zu tun – einem den Kopf zu waschen, ohne daß ein Tropfen auf das Kissen fiel, einen verrutschten Verband zurechtzurücken, einen Brief zu schreiben für jemand, der seiner Hände oder Augen nicht mächtig war, rechtzeitig eine beginnende Verschlimmerung festzustellen und den Arzt zu rufen, in Stunden der Gefahr zäh und leidenschaftlich um das Leben eines Verwundeten zu kämpfen, sie konnte trösten und aufrichten, wo einer die Ruhe verloren hatte, und ihn beruhigen, bis er in einen stillen, die Seele erlösenden Schlaf sank.
Wir alle hatten sie gern, und vielleicht waren wir auch alle in sie verliebt. Aber die Eifersucht hatte zu unserem Saal keinen Zutritt. Und wenn sich Ljuba in einer freien Minute zu einem von uns ans Bett setzte und mit ihm Karten spielte, dann wußten wir alle, daß es diesem einen heute besonders schwer ums Herz war, schwerer als den anderen.
An jenem Tag war ich mit gutem Recht erster Anwärter auf das Kartenspiel. Nachts hatte ich nicht schlafen können, hatte mir aus Gründen, die nichts mit dieser Erzählung zu tun haben, schwere Sorgen gemacht, und am Morgen konnte ich auf Ljubas Gruß nur ein Lächeln vortäuschen, an dem freilich die Augen nicht teilhatten. Es war erstaunlich, wie diese junge Frau in einer fremden Seele den Mißklang spürte. Sie warf nur einen kurzen Blick auf mich, aber als sie den Rundgang beendet hatte, kam sie an mein Bett, das Kartenspiel in der Hand.
Doch diesmal wurde nichts aus dem Spiel. Ihre kindlichen Mundwinkel waren herbe herabgezogen, die sonst so lustigen Augen blickten traurig, und plötzlich wollte es mir scheinen, daß Ljuba alt, sehr alt sei. Die Karten blieben unberührt liegen, die Pik-Zehn, das Symbol des Schmerzes, hob sich dunkel von der weißen Bettdecke ab, und wir sprachen miteinander.
Ihr Mann, Hauptmann bei den Panzertruppen, ein tapferer Soldat und Ordensträger, war vermißt. Seit einem Monat hatte sie keinerlei Nachricht von ihm. Einen langen Monat war diese Frau wie ein lachender Sonnenstrahl zu uns hereingeflogen, während es in ihrer Seele bohrte, während sich ihr Herz zusammenkrampfte und sie nachts im Gemeinschaftszimmer leise weinte, bemüht, die Kameradinnen nicht zu wecken.
Gestern hatte sie einen Freund ihres Mannes getroffen, einen hohen Kommandeur der Panzertruppen. Er hatte ihre Hand in die seine genommen und gesagt: „Ljuba, ich will dir nichts vormachen. Pawel ist im Kessel geblieben. Alle anderen haben sich durchgeschlagen, nur er ist nicht zurückgekommen." Er ließ sie gar nicht erst zum Weinen kommen und drückte ihre Hand. „Ruhig, Ljuba. Er kann noch zurückkehren. Verstehst du – du mußt warten. Das ist natürlich eine große Kunst, zu warten. Ich versprech' dir aber, daß ich dir sage, wenn du nicht mehr zu warten brauchst." Ich sah Ljuba an und suchte in mir die Kraft, die in dieser Frau steckte. Vor ihrem Schmerz vergaß ich den eigenen, aber Worte – Worte des Trostes und der Ermutigung, die sie so freigebig an uns alle verschenkte – konnte ich in meiner egoistischen Männerseele nicht finden.
Der Major im letzten Bett begann zu stöhnen, er hatte wieder die qualvolle Illusion, daß die Fersen seiner amputierten Beine juckten. Ljuba sprang auf und glitt leicht wie ein Schatten zu ihm hin. Und wieder blickten ihre Augen wie sonst, und das Leid, das eigene Leid, trat vor dem fremden zurück.

Und niemand im Krankensaal merkte, welchen Kummer ihre schmalen, fast kindlichen Schultern schleppten.
Bald darauf wurde ich vorübergehend in ein anderes Lazarett gebracht. Eine Woche später kam ich in den alten Krankensaal zurück. Viele Bekannte traf ich nicht mehr an, neue Verwundete waren hinzugekommen; neben mir lag eine riesige reglose Puppe aus Mullbinden.
Es war ein Panzermann, dem Brust und Gesicht verbrannt waren. Alles, was an einem menschlichen Gesicht brennen kann, war an ihm verbrannt: Haare, Brauen, Wimpern, sogar die Haut. In dem weißen Mull funkelten die gewölbten schwarzen Gläser einer übergroßen Brille. Die Brille ließ keinen Lichtstrahl durch, sie schützte nur die wie durch ein Wunder unversehrt gebliebenen Augäpfel vor der Berührung mit den Mullbinden. Weiter unten war geschickt eine Öffnung für den Mund gelassen. Von hier kam unsichtbar die menschliche, lebendige Rede, der einzige Mittler seines Denkens und Fühlens.
Der Panzermann kämpfte mit seinem langen und qualvollen Schmerz. Jede Erneuerung der Verbände war eine Qual, aber er wollte leben. Er wollte von ganzem Herzen leben und sich wieder in den Kampf stürzen. Dieser Wille zum Leben glühte in seinen schwer verständlichen Worten, im Stammeln seiner verbrannten Lippen.
Er sprach gern. In seiner dunklen und einsamen Welt sehnte er sich nach menschlicher Gemeinschaft. Dumpf und sonderbar kamen die Worte aus dem reglosen Mullbündel, und nachdem ich gelernt hatte, diese verstümmelten Worte zu verstehen, hörte ich Ruhm, Haß und Sieg, hörte ich Kampf und Tod, Träume und Hoffnungen, Geständnisse und Beichten – alles was ein zweiundzwanzigjähriger Mann, der vor dem Gespenst der Einsamkeit flieht, einem Freund mitteilen kann. Ja, einem Freund – denn bis zur Nacht hatten wir Freundschaft geschlossen, jene jähe und starke Freundschaft, die während eines Kampfes oder einer Krankheit entsteht.
Gegen Morgen, als es noch dunkel war, wachte ich auf. Der Krankensaal atmete schwer, nur manchmal durchbrach ein Stöhnen das unruhige Atmen der starken, im Kampf gefällten Männerleiber. Und weil auf dieses Stöhnen hin kein lautloser weißer Schatten hereinglitt, schloß ich, daß nicht Ljuba Nachtdienst hatte. Wahrscheinlich wachte die zweite Schwester, Fenja, eine unschöne und nicht mehr junge Frau, die schnell ermüdete und nachts oft auf einem Stuhl neben dem Ofen einschlief. Ich stand auf, um draußen eine Zigarette zu rauchen, und als der Panzermann mich hörte, bat er, ihm etwas zu trinken zu geben (es klang bei ihm merkwürdig – wie druiken). Ich fürchtete, ihm weh zu tun, und wollte die Schwester wecken. „Nicht doch", sagte er, „nicht nötig."
Behutsam goß ich aus einer Schnabeltasse ein paar Schlucke in die Öffnung und machte natürlich den ganzen Mull naß. Verlegen entschuldigte ich mich.
„Macht nichts", sagte er und lachte, wobei er das Lachen durch leise Unterbrechungen im Atem kenntlich machte. „Das kann nur sie ... als ob man selber trinkt ... mit den Lippen."
„Wer ist das: sie?"
„Meine Braut."
Und ich bekam eine seltsame Liebesgeschichte zu hören. Er sprach von einer Frau, die er nie gesehen hatte und auch nicht sehen konnte und die er mit dem alten russischen Kosewort „mein Seelchen" bezeichnete. So hatte er sie schon am ersten Tag genannt, und so nannte er sie auch jetzt noch; weil seine verbrannten Lippen ihren Namen nicht aussprechen konnten. Natürlich Ljuba, dachte ich. Der Name konnte bei ihm tatsächlich grotesk klingen: Ljua, Ljuscha.
Er sprach von ihr mit großer Zärtlichkeit, mit Stolz und – wie sonderbar es auch klingen mag – mit Leidenschaft. Er träumte laut vor sich hin, erriet ihr Gesicht, ihre Augen, ihr Lächeln, und ich war verblüfft von dieser seherischen Kraft der Liebe, die das Bild der Geliebten erahnt. Mit gesenkter Stimme gestand er, daß er ihr Haar kenne, wuschliges, duftiges Haar, das unter dem Kopftuch hervorquoll – er hatte es einmal berührt, als er ihr mit seinen blinden Fingern helfen wollte, das Futteral des Fieberthermometers aufzuheben, das hinter das Nachttischchen gefallen war. Er sprach von ihren Händen, guten, starken, behutsamen Händen, die er stundenlang in den seinen hielt, wenn er ihr von sich erzählte, von den Kämpfen, von der Explosion des Panzers, von seiner Einsamkeit und dem furchtbaren Leben eines Krüppels, das ihn erwartete.
Er vertraute mir all ihre zärtlichen Worte des Trostes und der Hoffnung an, ihre Zuversicht, daß er wieder sehend werde, daß er leben und von neuem kämpfen könne, und ich meinte, Ljubas Stimme zu hören. Ganz im Flüsterton sagte er mir, daß morgen der entscheidende Tag sei: Der Professor habe versprochen, ihm die Brille abzunehmen, und vielleicht werde er anfangen zu sehen. Davon habe er „Seelchen" aber nichts gesagt, denn es könne ja auch mißlingen. Sie sollte sich nicht quälen. Wenn es mißlinge, dann könne man eben auch nichts machen, ihr Gesicht kenne er ja ohnehin: Schön sei es und zärtlich, er sehe ihre Augen und die Liebe darin. Weiter habe sie ihn zu einer schwierigen Operation überredet, die ihm Augenbrauen, Wimpern und rosige Haut wiedergeben solle. Er wisse, mit wieviel Schmerzen er sich dieses neue Gesicht erkaufen müssen, aber er nehme alles auf sich seiner Braut zuliebe.
Ja, seiner Braut. Stolz wiederholte er dieses Wort. Ihr Mann sei an der Front gefallen, erst ganz kürzlich, sie stehe jetzt ebenso wie er allein da und sei noch unglücklicher als er, denn er habe ja nur sein Gesicht verloren, sie aber den geliebten Mann. In den langen Nächten

hatten sie sich alles voneinander erzählt, und die Liebe war in den Krankensaal eingezogen, in dem der Tod schwebte, und das Leben, das sie mit sich brachte, half ihm, sich selbst zu besiegen. Er habe sich ja erschießen wollen – was für einen Sinn habe schließlich das Leben für einen wie ihn?
Sie hatte gesagt: „Mir ist ganz gleich, was mit deinem Gesicht wird. Ich liebe dich – nicht dein Gesicht, verstehst du ..."
Und er fing an zu weinen. Ich merkte es daran, daß durch seine Brust ein Schütteln ging und der Atem stockend herauskam.
Ich störte ihn nicht dabei, legte mich still in mein Bett zurück und dachte an Ljuba.
Ihr merkwürdiges Geschick bestürzte mich. War das wirklich Liebe, die unerklärliche Liebe einer großen Frauenseele, oder war es zärtliches Mitleid, das der Liebe zuweilen so sehr gleicht? Oder vielleicht – geteiltes Leid, der Schock des Verlusts, ein wiedergefundenes Phantom des Verlorenen: Panzermann, Held, Krieger ... Ich wartete auf den Morgen und die Ablösung der Nachtschwester, um in Ljubas erstem Blick alles zu lesen – in Augen wie den ihren war leicht zu lesen. Mit diesen Gedanken schlief ich ein.
Ich erwachte spät. Aus den vertrauten Anzeichen des Krankenhaustages ersah ich, daß die Schwestern sich schon abgelöst hatten, allerdings war Ljuba nicht im Saal. Ich trat zu dem Panzermann und fragte, wie es ihm gehe.
„Wunderbar", antwortete er, „sie erkundigt sich eben, wie es mit dem Verband steht. Hör mal, sag bloß kein Wort vom Professor zu ihr. Ach, ob ich heute wirklich sehen soll?"
An seiner Stimme merkte ich, daß er lächelte. „Sie ist doch wunderschön, du kennst sie ja ..."
„Wunderschön, gewiß", antwortete ich.
Und wieder sprach er davon, daß er sie heute sehen werde. Plötzlich hielt er inne und wurde still, denn er hörte Schritte – leichte Schritte in weichen Turnschuhen, und es mutete seltsam an, wie er durch die vielen Binden hindurch, mit denen sein Kopf umwickelt war, diese Schritte erkannte. Oder war es das feine Ohr der Liebe?
„Sie ist es", sagte er mit zärtlicher Innigkeit, „mein Seelchen."
Ich drehte mich um. Aber es war Fenja, die eintrat und die wahrscheinlich nach dem Nachtdienst aufgehalten worden war. Ich wollte ihm zu erkennen geben, daß er sich geirrt hatte, und sagte:
„Guten Tag, Fenja, ist Ljuba bald fertig?"
„Guten Tag, na, wieder bei uns?" sagte sie.
„Ljuba ist weggefahren, sie hat von ihrem Mann Nachricht, er ist verwundet ..."
Und sie setzte sich zu dem Panzerfahrer.
„Kolja, Liebster", sagte sie zärtlich, „nimm deine Kraft zusammen ... Heute ist Verbandwechsel ..."
Er streckte ihr krampfhaft seine Rechte entgegen, und sie ergriff sofort die Hand des Soldaten, der dem Tod ins Antlitz gesehen hatte und nun im Vorgefühl des Schmerzes erzitterte. Offenbar war der Verbandwechsel unerträglich qualvoll. Sie bedeckte diese Hand mit ihrer anderen Hand, und ein großes vielbedeutendes Schweigen stand um die beiden. Sie strich ihm leise über die Finger, streichelte jeden einzelnen, und in ihren Augen, die auf die schwarzen Brillengläser geheftet waren, schwamm wie ein warmer und langsamer Strom die Liebe. Ich sah Fenja ins Gesicht – ein Durchschnittsgesicht, wie man es täglich sieht und mit gleichgültigem Blick streift. Aber die erstaunliche Veränderung in diesem Gesicht überraschte mich. Das nicht mehr junge, müde, doch von der Kraft der Liebe beseelte Gesicht einer russischen Frau und Mutter war schön, erfüllt von Glauben und trauriger Zärtlichkeit. Dann kamen ihr Tränen in die Augen, und sie wandte leise den Kopf ab, damit die Tränen nicht auf seine Hand fielen. Doch er spürte die leise Bewegung und wurde unruhig.
Und – etwas ganz Erstaunliches – Fenja begann lebhaft und lustig zu plaudern, und dabei flossen ihr die Tränen unaufhaltsam übers Gesicht, tiefes Leid verzerrte den Mund, aus dem die heiteren Scherzworte flogen. Dann wandten sich ihre Augen zur Tür, und eine hoffnungslose stumme Qual stand in ihnen. Ich drehte mich um. Eine Trage wurde hereingerollt. Ich folgte ihrem Blick und verstand die Tränen. Es war die Vorahnung der kommenden Schmerzen.
Der Panzermann wurde auf die Trage gelegt. Fenja ging nebenher und hielt seine Hand. Ich begleitete die beiden. An der Tür des Verbandraums blieb sie stehen, und die Kräfte verließen sie. Sie lehnte sich gegen den Türrahmen und ließ ihren Tränen freien Lauf. Ich nahm sie bei der Hand. Fenja blickte mich an.
„Iwan Saweljewitsch hat heute gesagt ... Iwan Saweljewitsch hat gesagt ..."
Sie konnte nicht sprechen.
„Ich weiß", sagte ich, „aber warum vorher aufregen ... Bestimmt wird er sehen ..."
Sie schüttelte heftig den Kopf wie vor Schmerzen.
„Mich wird er sehen ... Was taug' ich schon für ihn ... so wie ich bin ... Was er sich alles über mich ausgedacht hat, wozu nur ..., Wunderschön', sagt er, ‚Wunderschön' ... Was bin ich schon für eine Schönheit ... Lassen Sie mich", schrie sie plötzlich unterdrückt auf und preßte das Ohr an die Tür des Verbandraumes.
Von drinnen hörte ich Iwan Saweljewitschs gutgelaunte Stimme: „Genug, fürs erstemal ist's genug, noch eine kleine Woche bleiben wir im Dunkeln." Fenja wurde bleich – eine furchtbare Blässe der Verzweiflung – und lief schnell den Korridor entlang.
Danach hat sie niemand im Lazarett mehr gesehen. Später erfuhren wir, daß sie in ihre Heimat gereist war.

Aus dem Russischen von Hilde Angarowa



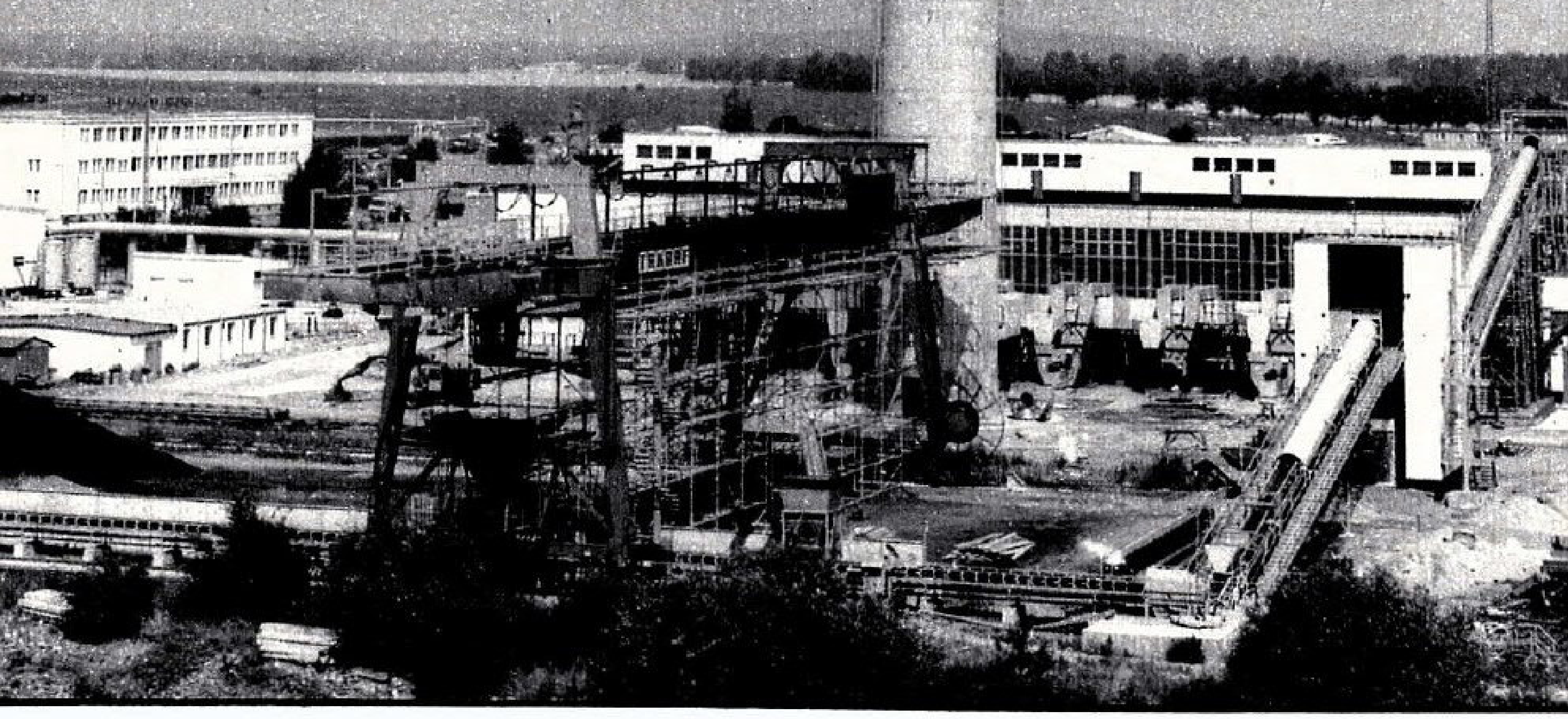
Der Kraftwerksanlagenbau der DDR produziert und rekonstruiert im erforderlichen Umfang und in zuverlässiger Qualität die Kraftwerksanlagen zur Elektro- und Wärmeenergieerzeugung für Wirtschaft und Bevölkerung der DDR.



Durch die Übersendung des ausgefüllten Kupons, aufgeklebt auf eine Postkarte, an den

VEB Bergmann-Borsig
Stammbetrieb des KKAB
Zentrales Informationsbüro
Hans-Beimler-Str. 91–94
Berlin
1017

erhalten Sie von unseren Betrieben ein Informationsmaterial, aus dem Sie die entsprechenden Angaben für eine Tätigkeit in unserem Kombinat entnehmen können.



Für den Einsatz in den verschiedensten Betrieben bei der Projektierung und der Montagetätigkeit auf den Baustellen des VEB Kombinat Kraftwerksanlagenbau (KKAB), insbesondere in der Projektierung im Betriebsteil Berlin-Marzahn, unterbreiten wir Ihnen folgendes

Arbeitsplatzangebot

1. Ingenieure
2. Technologen
3. Projektanten/Konstrukteure
4. TKO-Ingenieure
5. Sekretärinnen
6. Fachkräfte für EDV
7. Technische Zeichner
8. Meister
9. Maschinen- und Anlagenmonteure
10. Metallfacharbeiter
11. Schweißer
12. FA Isoliertechnik
13. FA Korrosionsschutz

Die Vielzahl der Einsatzmöglichkeiten in fast allen Bezirken der DDR, die damit verbundenen Vorteile und der gute Verdienst bei verantwortungsbewußten Leistungen lohnen es, sich unsere Angebote näher zu betrachten.

Ich bitte um Zusendung von Informationen zu den KAB-Arbeitsplätzen
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13
(Zutreffendes ankreuzen)
an:

Name, Vorname

Anschrift

Meinen Arbeitsplatz wünsche ich mir:

am Wohnort: ____________ im Bezirk/Kreis: ____________

an einem beliebigen Ort in der DDR ○

Ich verfüge über Wohnraum am gewünschten Arbeitsort ○

Ich bin bereit, eine Montagetätigkeit auszuüben ○

Ich verfüge über einen Berufsabschluß entsprechend dem KAB-Arbeitsplatzangebot als
Facharbeiter ○ Meister ○ Hoch- bzw. Fachschulkader ○

Nutzen Sie auch die Informationsmöglichkeiten durch einen persönlichen Besuch bzw. durch schriftliche oder telefonische Anfrage in unseren weiteren Informations- und Beratungszentren in:

Berlin
an: VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des Kombinates
Kraftwerksanlagenbau
Hans-Beimler-Str. 91–94,
Berlin, 1017
Telefon: 4 38 55 94

Lubmin
an: VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des Kombinates
Kraftwerksanlagenbau, Betriebsteil Lubmin
Lubmin, 2228
Telefon: Wusterhusen 40

Stendal
an: VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des Kombinates
Kraftwerksanlagenbau, Betriebsteil Stendal, PSF 900
Stendal, 3500
Telefon: Arneburg 70

Bitterfeld
an: VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld –
Leitbetrieb, Glückauf Str. 2,
Bitterfeld, 4400
Telefon: 6 70

Bebitz
an: VEB Flanschenwerk Bebitz
Lebendorfer Str. 1
Bebitz, 4341
Telefon: Bernburg 83 06

Leipzig
an: VEB Industrie- und Kraftwerksrohrleitungen Bitterfeld –
Leitbetrieb, Betriebsteil Montagewerk Leipzig, Bitterfelder Str. 19
Leipzig, 7021
Telefon: 56 16/4 80

Dresden
an: VEB Bergmann-Borsig/
Stammbetrieb des Kombinates
Kraftwerksanlagenbau, Betriebsteil Montagehilfsleistungen
Dresden, Karl-Marx-Platz 2b,
Dresden, 8060
Telefon: 5 33 42

Karl-Marx-Stadt
an: VEB Dampfkesselbau Karl-Marx-Stadt, Annaberger Str. 101,
Karl-Marx-Stadt, 9048
Telefon: 5 80 81

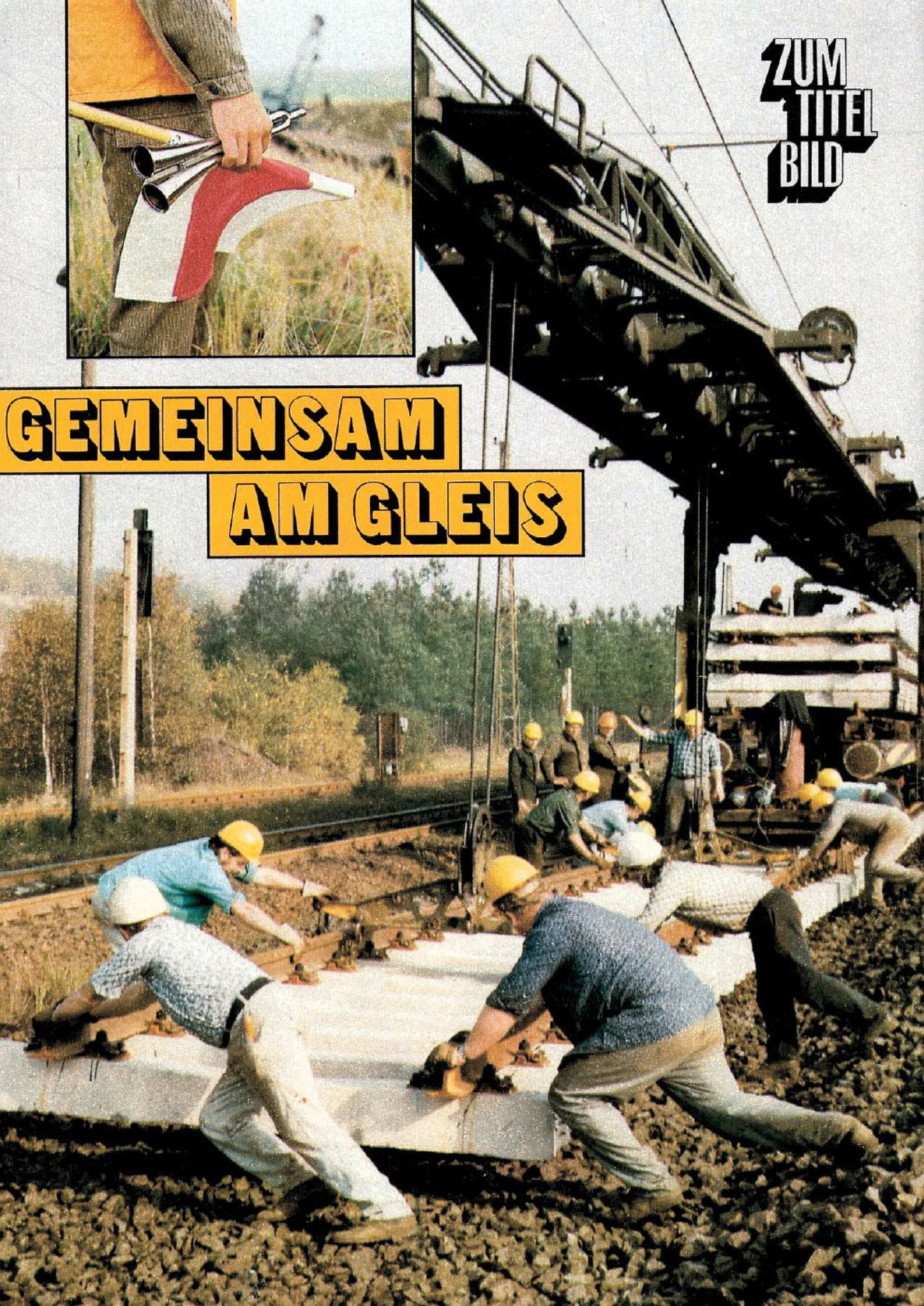
Erfurt
an: VEB Feuerungsanlagenbau
Erfurt, Am Laitrand 1,
Erfurt-Bischleben, 5032
Telefon: 6 55 15

Eberswalde-Finow
VEB Rohrleitungsbau Finow,
Coppistr. 2/6
Eberswalde-Finow 1300
Telefon: 5 70

Sprechzeiten:

dienstags	9.00–11.00 Uhr und 13.00–18.00 Uhr
donnerstags	9.00–11.00 Uhr und 13.00–15.00 Uhr
freitags	9.00–11.00 Uhr

Anzeige,
Reg.-Nr. 150/III/88


ZUM TITELBILD
GEMEINSAM AM GLEIS



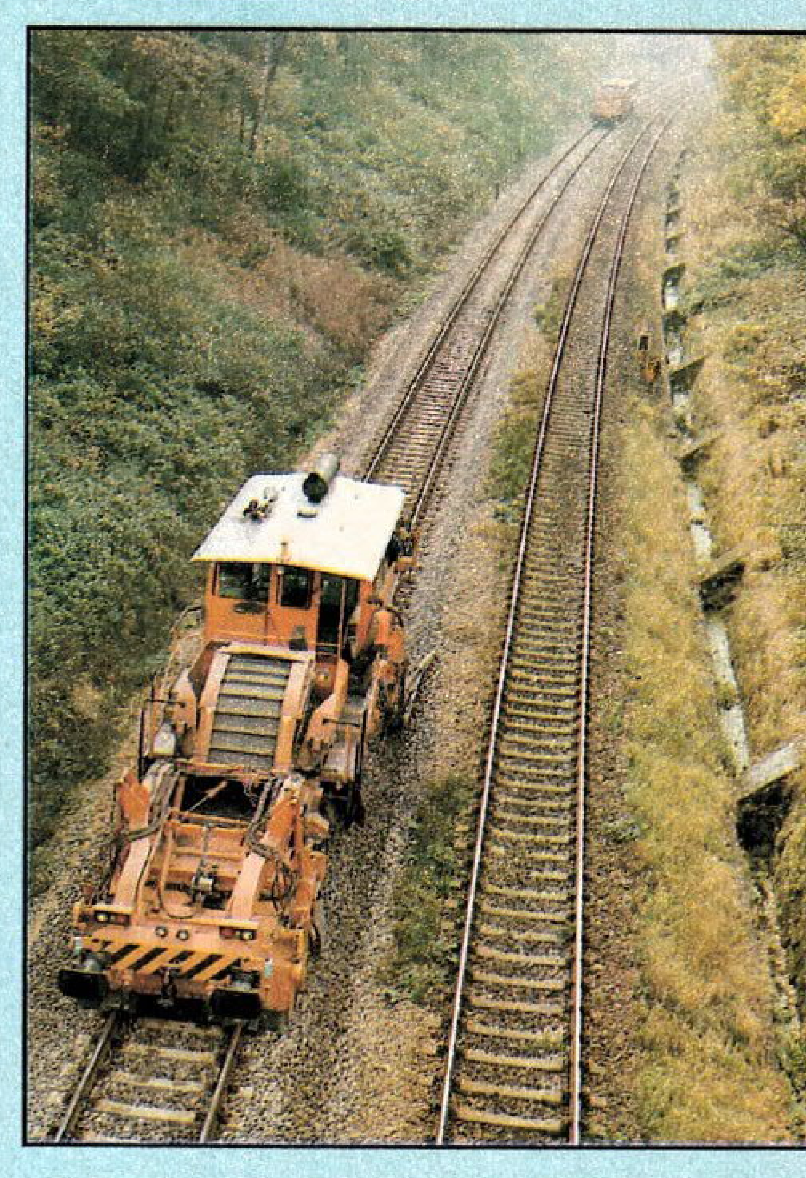
Der Schotterverteiler des HMK in Aktion. Im Hintergrund der Gleisstabilisator.



Wer hat das während einer Fahrt mit der Eisenbahn nicht schon erlebt: Auf völlig freier Strecke wird der D-Zug plötzlich langsamer, zuckelt nur noch so dahin. Wenn man aus dem Fenster sieht, erblickt man orangefarbene oder grüngestrichene Großtechnik auf dem Nebengleis: eine Baustelle. Arbeiter in Reichsbahnuniform oder Armeedrillich grüßen manchmal zurück, wenn Kinder ihnen zuwinken. Andere Fahrgäste – Dienstreisende oder welche, die um ihren Anschlußzug bangen – schauen nervös zur Uhr. Hier und da wird auch ein geläufiger Reichsbahnwitz wiedererzählt ...

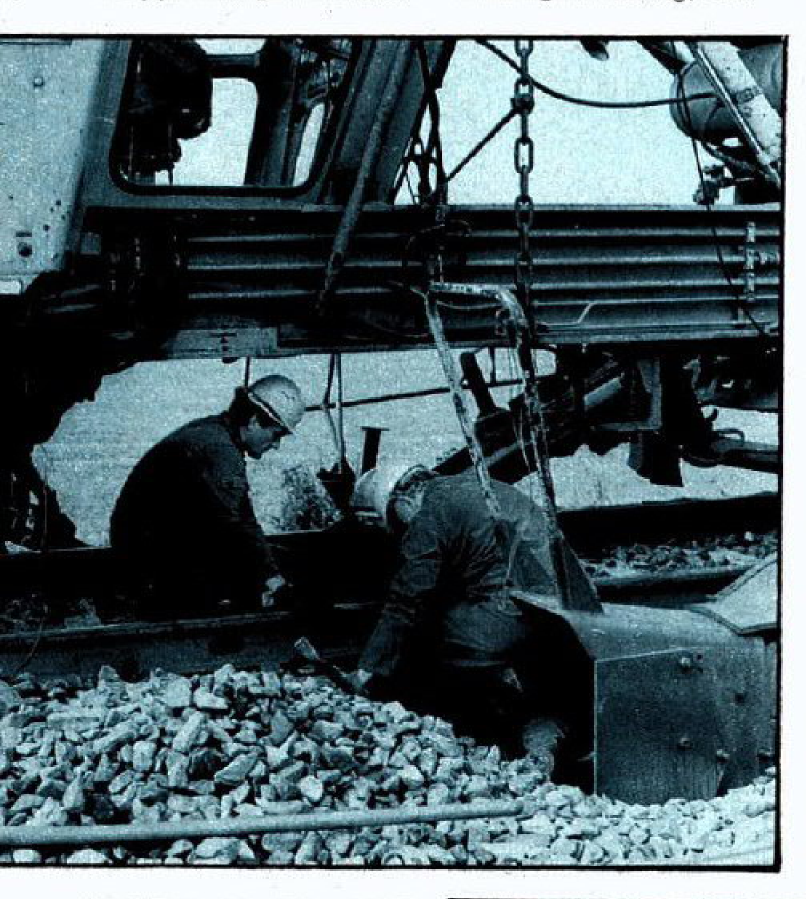
Aber schließlich unterliegen Gleise und Weichen im Laufe der Zeit, genau wie Straßen und Autobahnen, mehr oder weniger großem Verschleiß. Werden sie doch von rollenden und auch stehenden Fahrzeugen durch Druck, Stoß und Bewegung hart beansprucht. Zusätzlich tun Feuchtigkeit, Trockenheit, Frost und Hitze ein übriges, verschlechtern ständig die Nutzungsfähigkeit, wie man bei der Bahn sagt. Darum sind in bestimmten Zeitabständen gründliche Instandhaltungsarbeiten am Bahnkörper, den Schienen und Schwellen einfach notwendig. Ein vorzeitiger Neubau ganzer Bahnanlagen schlägt schließlich ganz schön ins Geld.

Mit dabei, wenn irgendwo in unserem Land irgendwelche Gleis-



bauarbeiten anliegen, sind fast immer Eisenbahnpioniere aus dem Truppenteil „Erich Steinfurth". Im Traditionskabinett zeugt davon eine ganze Reihe von Dankschreiben der Reichsbahndirektoren und des Ministers für Verkehrswesen.

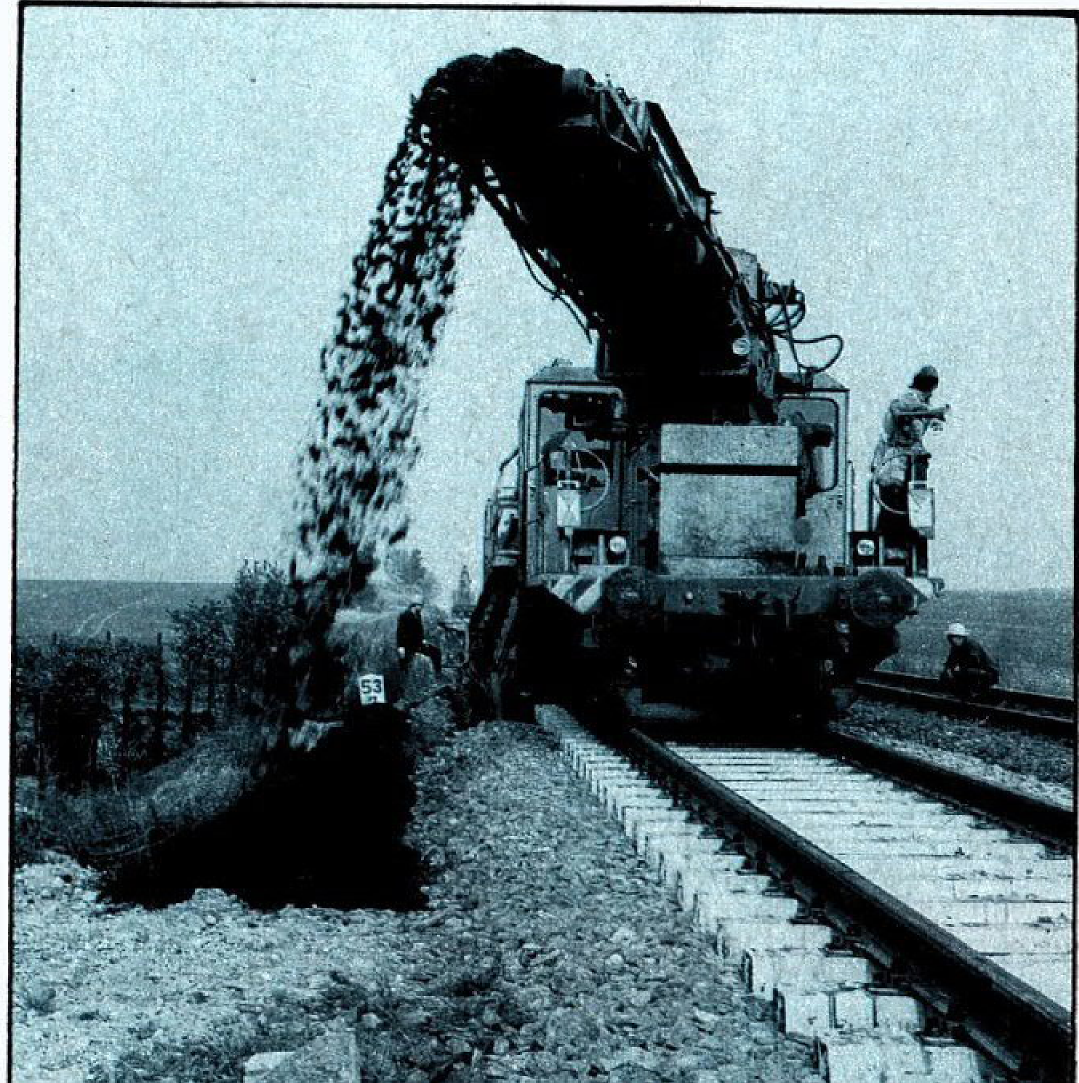
„Da, wo die Steinfurths arbeiten, liefern sie Qualität ab", versichert auch Reichsbahnamtmann Heinz Maaske. Er weist auf sein Kontrollblatt. Die Zahlen sagen mir allerdings herzlich wenig, aber im Gesicht des 54jährigen spiegelt sich Zufriedenheit. Selbst hat er bis vor 12 Jahren im Eisenbahnbauregiment als Zivilbeschäftigter „gedient". Sieben Jahre. Weiß aus dieser seiner inzwischen 37jährigen Reichsbahnertätigkeit, wie es beim Militär langgeht, und kennt auch den wichtigen Beitrag, den die Eisenbahnpioniere zur Lösung volkswirtschaftlicher Aufgaben im Rahmen ihrer spezialfachlichen Ausbildung leisten.



Auf diesem Abschnitt der zweigleisigen Hauptstrecke Berlin–Karl-Marx-Stadt gehen die Arbeiten ihrem Ende zu. Wenn die Pioniere ihren Termin halten konnten, hat ihr Verbindungsmann zur Reichsbahn daran keinen geringen Anteil. Er hat dafür gesorgt, daß Material rechzeitig bestellt wurde und auch zur richtigen Stelle gelangte. Weil Heinz Maaske aber nicht nur diese, seine funktionellen Pflichten, wahrnimmt, nicht nur „bloß nach dem Rechten guckt", sondern auch bereitwillig aus seinem Erfahrungsschatz reichlich weitergibt, sehen die Pioniere in ihm mehr als den Kontrolleur. Und der Alteisenbahner sagt über seine Kollegen auf Zeit: „Viele neue Leute, auch aus artfremden Berufen, kommen. Und die müssen eben erst lernen. Aber im Prinzip läuft's."

Während ich mit dem Berufseisenbahner spreche, nehmen die Pioniere die letzten Arbeitsgleise auf. Andere machen sich bereits an der Schotterbettreinigungsmaschine zu schaffen, stellen am Aufnahmerad für den Schotter die Arbeitstiefe ein. Dann macht der Maschinenlärm jede weitere Unterhaltung unmöglich. Dafür riecht es aber jetzt nach frischer Erde.

Echte und Zeit-Eisenbahner stellen die Arbeitstiefe an der Schotterbettreinigungsmaschine (unten) ein



Über die Rüttelsiebanlage der Maschine wandert der aufgenommene Schotter, wird da gereinigt und fällt wieder auf den Bahnkörper zurück. Der ausgeschüttelte schwarze Dreck gelangt über ein Abraumförderband seitlich neben den Bahnkörper. Hinter der Maschine sieht das Schotterbett jetzt viel heller aus, als sei es frisch geschüttet worden. Und in Kürze werden an dieser Stelle Güter- und Schnellzüge wieder zweigleisig fahren; vorerst aber tun sie es noch mit herabgesetzter Geschwindigkeit.

Unmittelbar vor Karl-Marx-Stadt gab es bis vor kurzem auch eine solche Strecke, die nur bis höchstens 50 km/h befahren werden durfte. Das dort schon früher erneuerte Gleis war bei der Inbetriebnahme dafür zugelassen worden. Und wie jedes andere Bauwerk auch, setzt sich der Unterbau während des Zugverkehrs. So ist es nach einer bestimmten Zeit nötig, die endgültige Gleislage herzustellen. Das „Schleichen" gehört aber jetzt der Vergangenheit an, nachdem der HMK von der Reichsbahn darübergerollt ist. HMK ist die Abkürzung für den aus Österreich importierten Hochleistungsmaschinenkomplex, der durch das Regiment angemietet wurde. Das bedeutet, es handelt sich hierbei um reichsbahneigene Geräte, die auch von zivilen Maschinisten bedient werden. Die Armeeangehörigen vermessen vorher und nachher die Gleise, stellen die Sicherheitsposten und sind verantwortlich für die Absicherung der reibungslosen Arbeit des Maschinenzuges.

Angeführt wird der orangefarbene Komplex von einer Gleisstopfmaschine. Sie hebt, richtet und unterstopft das Gleis entsprechend der vorab vermessenen Richtung und Höhe. Die zu erreichenden Werte wie auch die augenblickliche Gleislage sind im Bordcomputer der Maschine, welcher diese Arbeiten steuert, gespeichert. Nach dem ersten Arbeitsgang bringt der Schotterverteiler die Granitsteine wieder ins Gleis und kehrt die Schwellen ab.

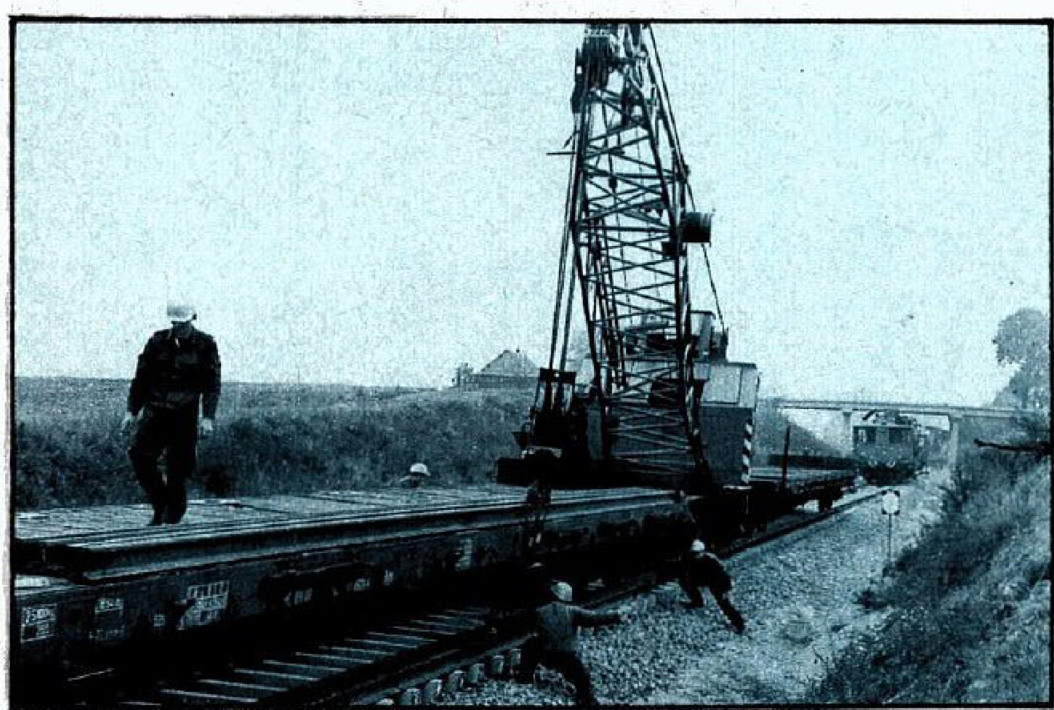
Als letztes Großgerät fährt der Gleisstabilisator, eine Vibrationsmaschine. Ihr Eigenschütteln überträgt sie auf die Schienen. Auf diese Weise läßt sich das Gleis so verfestigen, daß selbst ein 200 000-Tonnen-Zug es nicht aus seinem Bett wirft.

Die Nivellierer am Schluß des Zuges messen nun das Gleis auf. Höhe und Richtung sowie die Gleisüberhöhung in den Kurven ermitteln die Soldaten millimetergenau. Aufgrund dieser Werte legt die Reichsbahndirektion die neue mögliche Höchstgeschwindigkeit fest. Auf diesem Streckenabschnitt werden das künftig 100 km/h sein.

Damit ist Oberleutnant Andreas Wehrmann recht zufrieden. Erst seit drei Jahren im Regiment, hat er schon an mehreren Strecken mitgebaut. Was natürlich, im Gegensatz zum Stabsdienst, mehr und längere Trennung von daheim mit sich bringt; Los der Eisenbahner, ob in blau oder steingrau. Und so sieht der Offizier für Eisenbahnbau neben dem Nutzen für alle, den seine und die Arbeit des ganzen Bataillons bringt, noch einen gut verständlich privaten: „Man will ja



Heinz Maaskes Rat ist immer gefragt. – Die letzten Arbeitsgleise werden aufgenommen (Bild unten).



auch mal schnell nach Hause."

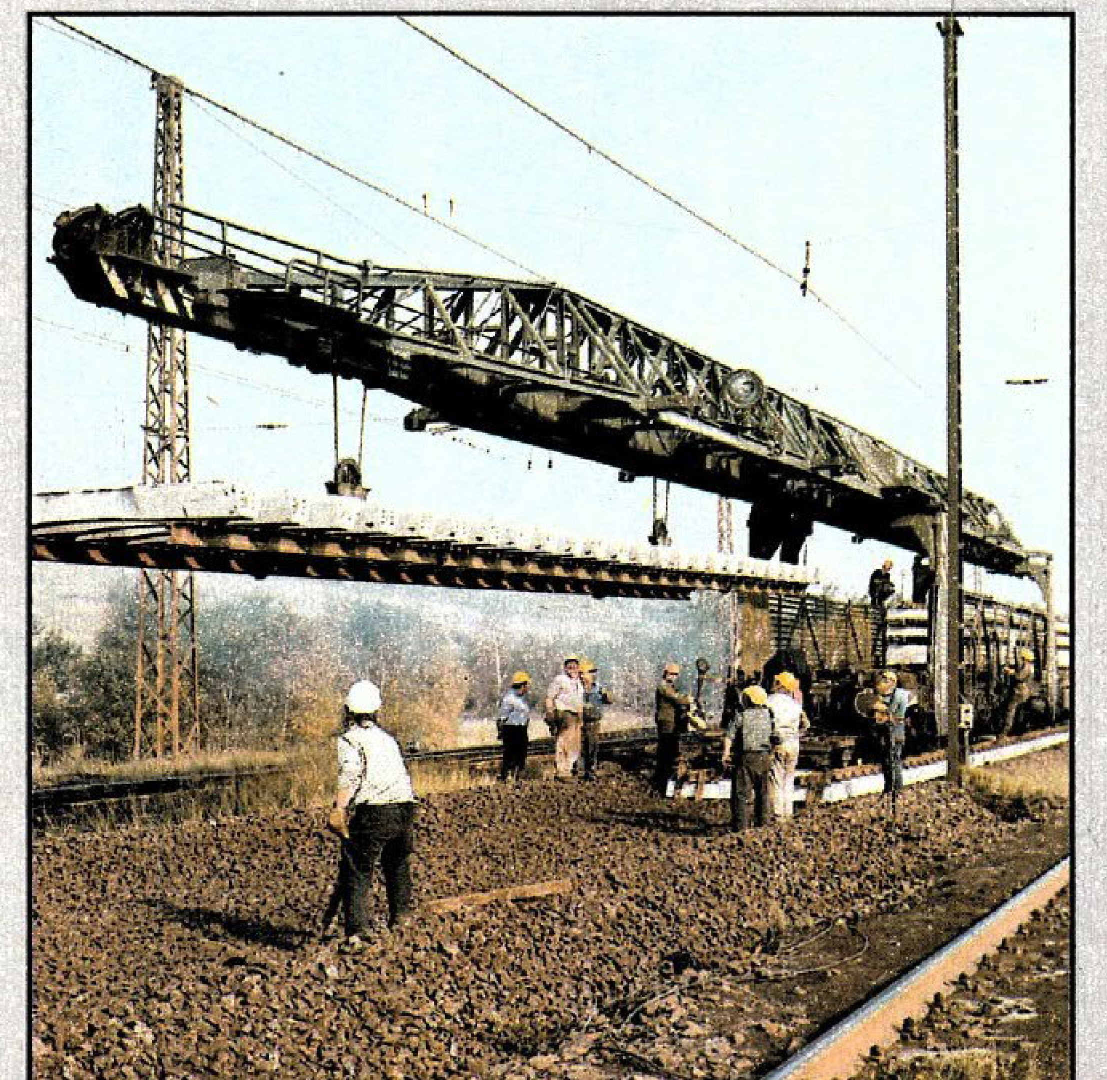
Viel unterwegs, allerdings mit seinem Dienstments. Anfangs war er als Techniker unterwegs, später als Stellvertreter des Kompaniechefs für Eisenbahnbau und jetzt eben als „Kompaniemutter".

Mit seinem „Stoffhund" führt er uns rund 30 Kilometer durch Lausitzer Tagebaugelände zu einem Streckenabschnitt der Grubenbahn, wo drei Genossen – der Truppführer ist krank – seiner Kompanie die letzten Gleisjoche mit ihrem „Platow" verlegen. Das ist einer von zwei in der Kompanie vorhandenen Gleisjochverlegekranen. Der Kran gehört zu den Vorbaukranen, was soviel bedeutet, daß er keine Hilfsschienen benötigt, sondern sich auf den gerade verlegten während der Arbeit vorwärtsbewegt. Die Stahlkonstruktion des Verlegekrans besteht aus einem Ausleger und den vier Stützen mit Wagen. Die Kraftanlage des Krans ist im Rahmen untergebracht. Das dreiachsige Fahrgestell hat Eigenfahrantrieb und ist mit einer mechanischen und einer Handbremse ausgestattet. Als Energiequellen dienen zwei Dieselgeneratorgruppen.

Theoretisch könnten sie mit ihrem „Platow" rund 170 Meter Gleise in einer Stunde verlegen, sagt Gefreiter Walter Gatzke, der Maschinenfahrer. „In der Praxis sind es manchmal ein paar weniger, aber auch mal mehr. Kommt ganz darauf an, wie der Nachschub rollt und die Zusammenarbeit mit den zivilen Baueisenbahnern klappt." Die Truppe, mit der sie hier fernab jeder menschlichen Behausung sprichwörtlich Hand in Hand arbeiten, kommt vom Gleisbaubetrieb Magdeburg – und mit den Kollegen verstünden sie sich prima.



Trabant Kübel, ist auch Oberfähnrich Hans-Joachim Mau. Er ist Hauptfeldwebel der 1. Technischen Kompanie, deren Angehörige im wahrsten Sinne des Wortes über die halbe Republik verstreut sind. Für ihn ist gerade zur Monatsmitte an pünktlichen Dienstschluß nicht zu denken. 400-Kilometer-Tagestouren sind da keine Seltenheit, egal wie das Wetter gerade spielt. Er meint: „Schließlich warten dann alle auf ihr Geld. Da kann man als Hauptfeldwebel eben nicht so auf die Uhr gucken." Seit Jahren schon kennt er fast alle Baustellen des Regi-



Die Gleisjochpakete werden mit Hilfe einer auf dem Kran befindlichen Winde vom Transportwagen in das Innere des Krans hereingezogen. Dann wird nacheinander jedes Gleisjoch an zwei Traversen angeschlagen, durch die im Kranträger befindlichen Laufkatzen zur Einbaustelle vorgefahren und hier abgesetzt.

Seit einem dreiviertel Jahr ist Genosse Gatzke, der sonst als Kesselbauer im Braunkohlenwerk arbeitet, jetzt „nur draußen. Rund um die Uhr im Einsatz. Das kommt einem manchmal ganz schön hart an. Aber wenn man sieht, das Gleis liegt, ist es doch ein schönes Gefühl, mit seiner Arbeit was geleistet zu haben."

Auch Soldat Tilo Hähnel sieht darin den Nutzen seiner Armeezeit: „Ich mache eben gern etwas Handfestes. Und etwas Vernünftigeres kann man eigentlich nicht tun." Der Elektromonteur aus Freital meint auch: „Wenn man zur Armee kommt, in solch ein kleines Kollektiv, fällt die Umstellung nicht schwer, man ordnet sich schnell ein. Denn hier draußen ist ja einer auf den anderen angewiesen." Ob bei der Arbeit oder während ihrer Freizeit, sie seien ständig zusammen und einer für den anderen da. „Wir sind schon eine gute Truppe, verstehen uns wie die Musketiere."

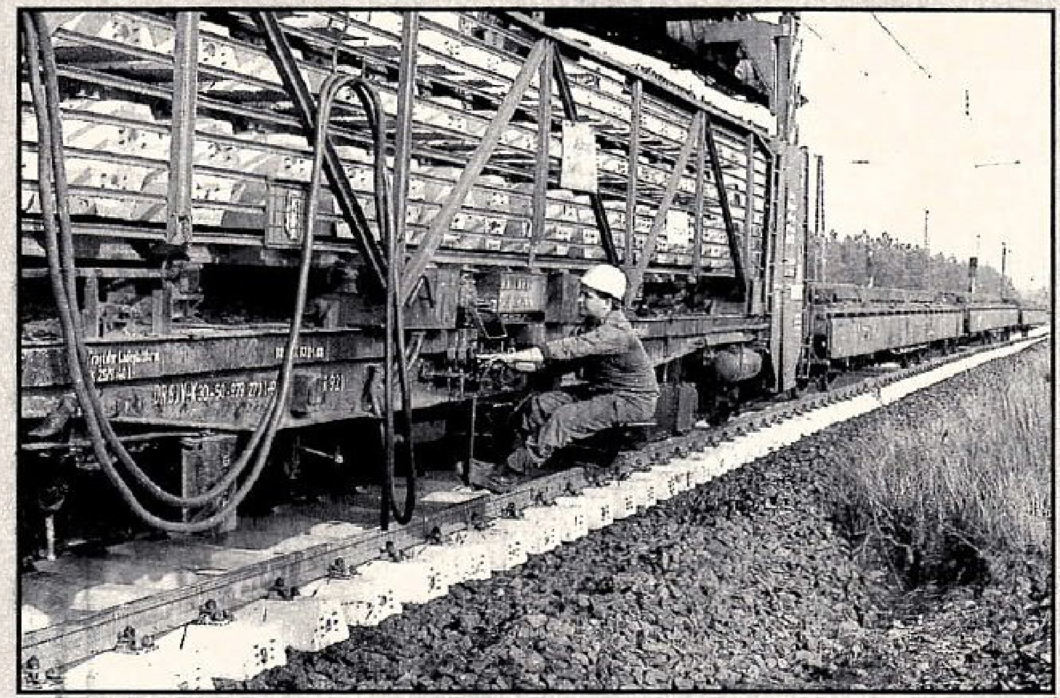
Das kann auch die Vorgesetzten veranlaßt haben, Thomas Neufing gerade hierher zu schicken. Der 20jährige Fähnrich war erst vor wenigen Wochen vom zweijährigen Ingenieurstudium an der Offiziershochschule ins Regiment gekommen und sollte Erfahrungen sammeln, damit er baldigst den zweiten GVK der Kompanie als Truppführer übernehmen kann. Über diese Zeit sagt er: „Hier war fast alles neu für mich. Mußte ich doch erstmals überhaupt vieles selbständig entscheiden. Jedoch haben mir die Genossen sehr geholfen, ihre praktischen Erfahrungen nicht gegen mich ausgespielt. Haben mir gezeigt, wie man manchen Defekt an der Technik relativ schnell und gleich vor Ort finden und beheben kann."

Mit dem letzten hier im Tagebau verlegten Gleisjoch ist nicht nur der „Fremdeinsatz" des Armee-„Platows" abgeschlossen. Damit geht auch die Lehrzeit von Fähnrich Neufing zu Ende. „Perfekt bin ich natürlich noch lange nicht", weiß er. „Aber eine ganze Menge gelernt habe ich hier schon; von der praktischen Arbeit mit so einem Gerät bis hin zu dem ganzen Schreibkram. Vor allem aber haben mir die Soldaten vorgelebt, wie man in so einem Trupp miteinander umgehen sollte. Und es ist schon etwas dran, wenn man sagt: wo es im Kollekiv stimmt, klappt's auch in der Arbeit."

Dies erkannte der junge Fähnrich hier im Tagebaupraktikum. Und wie er diese Erkenntnis umsetzt, werden wir sicher in den nächsten Jahren verschiedentlich selbst überprüfen können, wenn wir wieder mal mit der Deutschen Reichsbahn unterwegs sind.

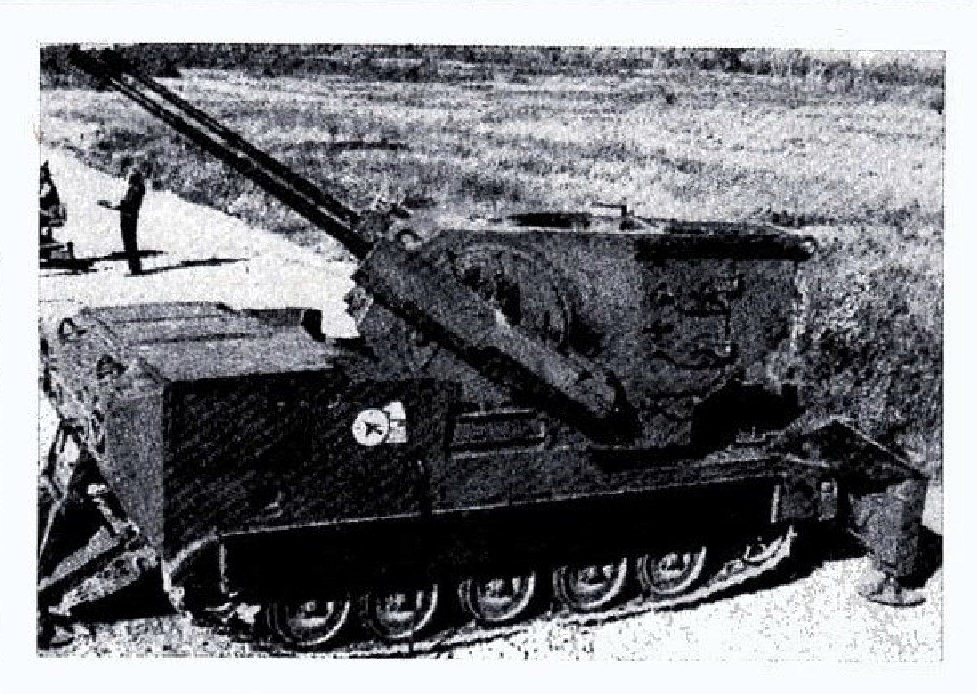


Zur Monatsmitte bringt der Hauptfeld das Geld für die „Platow"-Besatzung Gefreiter Gatzke, Fähnrich Neufing und Soldat Hähnel



Text: Oberstleutnant Ulrich Fink
Bild: Manfred Uhlenhut

Fla-SFL „Eagle" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	14500 kg
Länge	6705 mm
Breite	2690 mm
Höhe	3175 mm
Motorleistung	158 kW
Höchstgeschwindigkeit	48 km/h
Fahrbereich	265 km
Bewaffnung	2 Maschinenkanonen 35 mm
Besatzung	2–3 Mann

Die Fliegerabwehrselbstfahrlafette „Eagle" besteht aus einem Drehturm mit zwei außenliegenden 35-mm-Maschinenkanonen Talon, der auf das Fahrgestell des Kettentransportfahrzeuges M-548 aufgesetzt ist. In Feuerstellung wird die Standsicherheit durch drei hydraulische Stützbeine hergestellt. Gerichtet wird mittels eines digitalen Feuerleitgerätes, eines optischen Visiers mit einfacher Vergrößerung zum Suchen und vierfacher Vergrößerung zur Zielverfolgung sowie eines Laserentfernungsmessers. Das Zielgerät kann vom Richtschützen wahlweise am Fahrzeug oder als abgesetzte Richtsäule verwendet werden.

Transporthubschrauber Agusta Bell AB. 212 (USA/Italien)

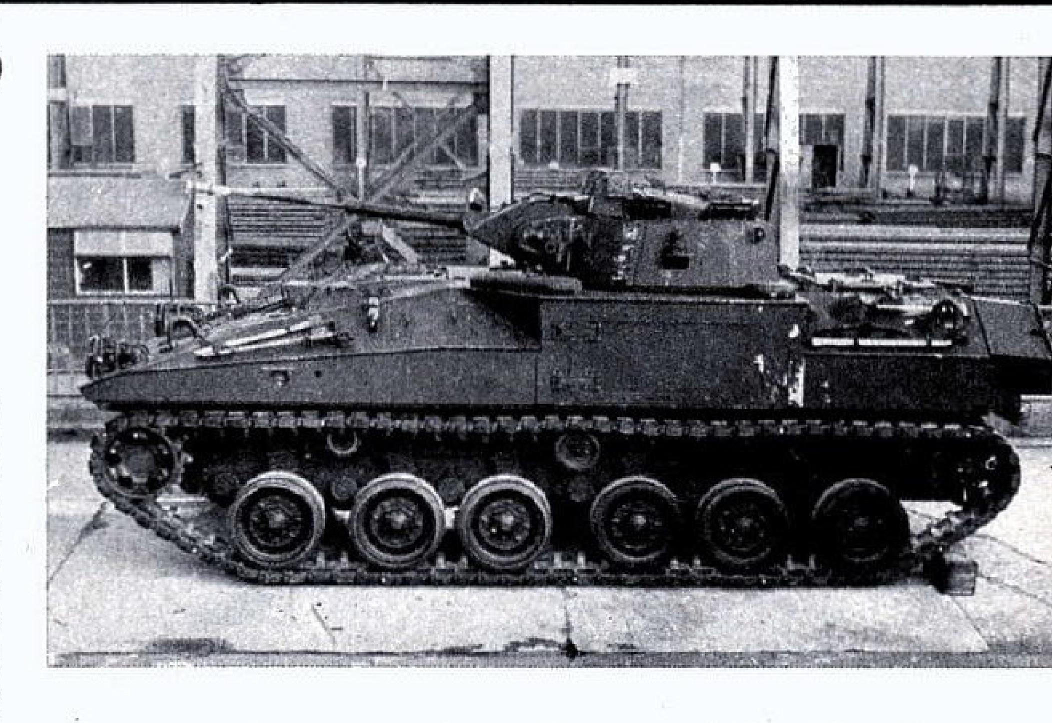


Taktisch-technische Daten:

Startmasse	5080 kg
Länge	17,46 m
Rotordurchmesser	14,69 m
Höhe	3,91 m
Antrieb	1 Pratt & Whitney PT6T-3
Leistung	1324 kW
Höchstgeschwindigkeit	241 km/h
Reichweite	420 km
Zuladung	1218 kg
Passagiere	13

Der mittlere Transporthubschrauber ist ein italienischer Lizenzbau des amerikanischen Bell UH-1N. Er besitzt einen Zweiblattrotor über dem Rumpf und ein verkleidetes Doppelturbinentriebwerk. Sein Kufenlandegestell besteht aus Biegerohren. Für den Ein- und Ausstieg sind an jeder Seite der Zelle zwei Türen vorgesehen: je eine kleine unmittelbar hinter der Kanzel für die Besatzung und je eine größere für die mitfliegenden Soldaten.

Schützenpanzer MCV 80 (Großbritannien)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	23500 kg
Länge	6,34 m
Breite	3,03 m
Höhe	2,74 m
Bodenfreiheit	0,49 m
Antrieb	1 Viertakt-Dieselmotor
Leistung	410 kW
Höchstgeschwindigkeit	75 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Überschreitfähigkeit	2,5 m
Kletterfähigkeit	0,75 m
Wattiefe	1,3 m
Fahrbereich	500 km
Bewaffnung	1 Maschinenkanone 30 mm 1 MG 7,62 mm
Besatzung	10 Mann

Der MCV 80 gilt als neues britisches Infanteriekampffahrzeug. Seine Entwicklung beruht auf einer Forderung des britischen Heeres aus dem Jahre 1969. Der hintere Teil der auf einem Fahrwerk mit sechs Laufrollen sitzenden Wanne dient zur Aufnahme der Infanteristen. Der Motorraum befindet sich vorn rechts; daneben ist der Fahrerplatz. Zwischen Motor- und Mannschaftsraum sitzt der Turm. Darunter befindet sich ein großer Kraftstofftank.



Raketenschnellboot Typ 143 B (BRD)

Taktisch-technische Daten:

Typverdrängung	360 ts
Höchstverdrängung	378 ts
Länge	57,4 m
Breite	7,8 m
Tiefgang	2,5 m
Antrieb	4 MTU-Dieselmotoren
Leistung	11770 kW
Höchstgeschwindigkeit	38 kn
Marschgeschwindigkeit	25 kn
Fahrstrecke m. 25 kn	850 sm
Bewaffnung	4 Startbehälter f. Schiff-Schiff-Raketen 1 Mehrfachstarter 21 Schiff-Luft-Raketen 1 Universalgeschütz 76 mm 2 Torpedorohre 533 mm
Besatzung	40 Mann

Die Raketenschnellboote dieser Klasse haben Bootskörper mit glattem, durchlaufendem Deck, leichtem Sichelbug und eingezogenem, geraden Heck. Die Kastenbrücke ist an ihrer Frontseite im oberen Teil leicht abgeschrägt. Unmittelbar hinter der Brücke sind auf einem kurzen Gitterpodest die Antennen der Beobachtungs- und Waffenleit-Funkmeßanlagen unter einer kugelförmigen Verkleidung angebracht. Die 10 bei der BRD-Marine im Dienst stehenden Boote tragen die NATO-Bordkennummern P 6111 bis 6120.


40
019
60

Der NATO-Befehlsbereich Mitteleuropa

Der Commander-in-Chief kommt aus der Bundeswehr

Eine Dokumentation von Kurt Henze über die uns gegenüberstehenden NATO-Streitkräfte (Teil 1)



Der kleinen holländischen Ortschaft Brunssum im Dreiländereck zwischen Belgien, den Niederlanden und der BRD kommt große Bedeutung zu: Auf dem Gelände einer stillgelegten Kohlenzeche beherbergt sie seit mehr als zwanzig Jahren den Stab der NATO-Streitkräfte Mitteleuropa – der Allied Forces Central Europe mit dem Kürzel AFCENT. Sie sind der wichtigste Teil des NATO-Kommandobereiches Europa, dem noch die Bereiche Süd- und Nordeuropa angehören.

Als Commander-in-Chief Central Europe, sprich CINCENT, fungiert Bundeswehrgeneral Hans-Henning von Sandrart, der am 1. Oktober 1987 seinen Landsmann Leopold Chalupa auf diesem Posten abgelöst hat. Und eben dies ist die zweite Brunssumer Besonderheit: denn den AFCENT-Chef stellt immer die Bundeswehr. Eine Erbfolge, deren erstes Glied 1957 Hans Speidel gewesen ist.

Dieser ehemalige Hitlergeneral, der 1940 seinen „Führer und Obersten Feldherrn" durch das von der Naziwehrmacht eroberte Paris führen durfte, zählte fünfzehn Jahre später zu den Remilitarisierungsexperten des Adenauer-Staates. Als er 1957 – diesmal als General der Deutschen Bundeswehr – erneut an der Seine erschien, zeigte ihm Frankreichs Metropole die kalte Schulter. Dennoch residierte der AFCENT-Stab noch bis 1966 im Pariser Vorort Fontainebleau. Erst mit dem Austritt Frankreichs aus der NATO-Militärallianz mußte er sein Quartier nach Brunssum verlegen.

Die Machtvollkommenheit eines jeden Speidel-Nachfolgers wußte im Herbst 1984 die „Frankfurter Allgemeine Zeitung" zu würdigen: „Gemessen an den ihm unterstellten Verbänden und der Bedeutung seines Kommandobereiches ist der Oberbefehlshaber Europa-Mitte mehr als ein Primus inter pares." Daß er nicht nur ein „Erster unter Gleichen" ist, wies das Blatt nach. Dem CINCENT unterstehe „das Gros der NATO-Streitkräfte in Europa, zu Lande und in der Luft. Zwischen Nordsee und Alpen befiehlt er im Ernstfall

1,3 Millionen Mann an Landstreitkräften, von denen schon im Frieden in den vier Korps der NORTHAG, der Nördlichen Heeresgruppe, und den fünf Korps der CENTAG, der Zentralen Heeresgruppe, 780000 Mann präsent sind". Hinzu kommen die beiden Taktischen Luftflotten der NATO-Luftstreitkräfte Mitteleuropa: 1640 Kampfflugzeuge, die im Kriegsfall durch 900 Maschinen aus den USA verstärkt würden. Und durch sechs US-Divisionen! „Eine wahre Armada", befand die FAZ über das Potential jenes Gewaltigen, der heute von Sandrart heißt und eine Front befehligt, deren Korps, Divisionen und Geschwader westlich von Werra und Elbe mit Gesicht gen Osten stationiert sind: die NATO-Zentralfront.

Eine Begründung dieses bedrohlichen Aufmarsches liefert das vom heutigen CINCENT 1987 verfaßte Führungsdokument „Fü H II 1-31-05-00-VS-NfD". Sandrart, damals noch Heeresinspekteur der Bundeswehr, begann das als Leitlinie mit „Grundsätzen für die operative Führung" gedachte Papier mit einer merkwürdigen Feststellung: „Greift der WP an, stellt dessen Territorium kein Sanktuarium dar."

Der General unterstellt also dem Warschauer Vertrag Aggressionsabsichten. Vermutlich, um NATO-eigenen Handlungsbedarf gegen die sozialistische Verteidigungskoalition anzumelden, deren Territorium im strategischen Kalkül des NATO-Hauptquartiers ohnehin noch nie ein „Heiligtum" im Sinne seiner Unantastbarkeit gewesen ist. Und so kann es auch nicht verwundern, daß Sandrart für den Fall eines militärischen Konflikts „grenzüberschreitendes Feuer und grenzüberschreitende Operationen der Luftstreitkräfte" sowie das „Bekämpfen des Feindes in der Tiefe" – sofort mit Kriegsbeginn – in Aussicht stellt. Der Feldzug müsse „beweglich, im Wechsel von Halten und Schlagen aggressiv mit dem Willen zum Erfolg" geführt werden.

Daß da der General als CINCENT auch der Bundeswehr Allergrößtes zutraut, steht außer Zweifel und ist deren Angriffsfähigkeit geschuldet. Die bundesdeutschen Streitkräfte stellen die Hälfte aller AFCENT-Heeresverbände, etwa 60 Prozent der Kampfpanzer, ungefähr 55 Prozent der Artillerie und ein Drittel der Luftstreitkräfte, dazu erhebliche Kernwaffenträgermittel. Gemeinsam mit dem der AFCENT zugeteilten USA-Kontingent bildet die Bundeswehr die Hauptstoßkraft der stärksten militärischen Gruppierung, die der Imperialismus je formiert hat. Besaß die deutsche Wehrmacht beim Überfall auf die UdSSR im Sommer 1941 rund 3700 Panzer, stehen Bundeswehr und USA derzeit mit 11880 Tanks allein im AFCENT-Bereich bereit.

Bereithaltung, Einsatzplanung und das Üben der Einsatzverfahren von Kernwaffen hält von Sandrart auch im Zeichen weltweiter Abrüstungsbemühungen für notwednig: Als unterste Führungsebene könne jede der beiden Heeresgruppen „den Einsatz von Atomsprengkörpern fordern". Worauf sich hierbei Sandrarts Planung stützt, verrät das von amerikanischen Wissenschaftlern verfaßte Standardwerk „Nukleare Schlachtfelder". Darin heißt es: „Die umfassendste atomare Infrastruktur der Welt befindet sich in der Bundesrepublik Deutschland, die mit rund 3400 Atomsprengköpfen und 241 Einrichtungen im Zusammenhang mit Atomwaffen jeweils den ersten Platz einnimmt. Die Atomwaffen der USA in diesem Land sind für den US-amerikanischen, westdeutschen, holländischen, belgischen und britischen Einsatz bestimmt." Die meisten der in der BRD befindlichen Kernwaffen – zum Beispiel 1200 auch in Neutronengeschosse umwandelbare Atomgranaten der Kaliber 155 und 203 mm – seien bei weit auseinanderliegenden Artillerieeinheiten untergebracht, „die über rund 1500 für den atomaren Einsatz bestimmte Geschütze verfügen". Hinzu kommen 600 Sprengköpfe für die Kurzstreckenrakete Lance, Reichweite 130 km, und 500 Kernbomben für Kampfflugzeuge. Massenvernichtungsmittel, die einem Oberbefehlshaber unterstehen, der entweder nicht begreifen kann oder, altem Denken verhaftet, nicht begreifen will, daß ein Atomkrieg weder zu führen noch zu gewinnen ist.

Nun ist allerdings Sandrarts Rechnung mit einem Krieg auf deutschem Boden nicht neu, sondern bestimmt den Auftrag seines Bereiches seit langem. Schon am 1. September 1963 wurde die sogenannte Vorneverteidigung als militärstrategisches Prinzip für AFCENT und den NATO-Befehlsbereich Ostseezugänge verbindlich, wohlgemerkt auf Initiative der Bundeswehrführung. Und bereits 1967 – im Jahr ihrer Gründung – beriet die Nukleare Planungsgruppe der NATO über die Einsatzmöglichkeiten taktischer Kernwaffen in Mittel- und Südeuropa.

Die jüngsten Versionen ihrer Vorneverteidigung sind das amerikanische, auf den Blitzkriegs-Erfahrungen der Hitlerwehrmacht beruhende Konzept der Luft-Land-Schlacht und deren NATO-Modell FOFA – Follow-on-Forces Attack, Angriff auf die nachfolgenden Staffeln des potentiellen Gegners. Mit intelligenten Waffen, wozu beispielsweise Suchzündermunition zählt, sollen „tiefe Schläge" ins Hinterland des Verteidigers geführt werden. Die Grundsatz-Felddienstvorschrift FM 100-5 der US-Army stellt den amerikanischen Landstreitkräften die Aufgabe, auf „Schlachten bisher nicht gekannten Ausmaßes und nicht gekannter Intensität" vorbereitet zu sein sowie „Angriffsfeldzüge" und „Angriffsoperationen strategischer Vereinigungen" zu unternehmen, um den Zusammenbruch der gegnerischen Verteidigung „so schnell wie möglich und auf dem gesamten Schauplatz" zu „erzwingen". Dieser Kriegsschauplatz wäre selbstverständlich Mitteleuropa – ein durch den Einsatz konventioneller, chemischer und nuklearer Waffen „integriertes Schlachtfeld".

Auch das besagt: in Brunssum wird ein Inferno für den europä-

ischen Kontinent geplant, und auf dessen Westabschnitt werden längst die dafür vermeintlich erforderlichen pioniermäßigen Vorkehrungen getroffen: „Nahezu unbemerkt von der Öffentlichkeit gräbt sich die NATO in der Bundesrepublik Deutschland ein", informierte die Zeitschrift „Europäische Wehrkunde" ihre Leser vor elf Monaten. „Mit dem Bau mehrerer unterirdischer Kommandobunker will das Atlantische Bündnis seine konventionelle Kampffähigkeit erhöhen und gleichzeitig die Durchhaltefähigkeit seiner Streitkräfte steigern." Da war die Rede von „kernwaffensicheren Kriegshauptquartieren" im nordrhein-westfälischen Linnich und im rheinlandpfälzischen Ruppertsweiler bei Pirmasens. Die NATO-Stäbe sollen unter die Erde, hinein in mit modernstem Gerät ausgestattete Führungszentralen. Jene bei Börfink in Rheinland-Pfalz besitzt Sandrarts AFCENT-Stab.

Ob in Gefechtsständen unter oder über Tage – die Vorwärtsverteidiger drängen auf „Abschreckung" durch „ausreichende militärische Stärke". Darum werde – so das 85er Militär-Weißbuch der BRD – „in keinem anderen Land der NATO mehr geübt als in der Bundesrepublik Deutschland".

Bis 1988 fanden in der BRD alljährlich 85 große und 5000 Übungen kleineren Ausmaßes statt. Der jeweils auffälligste Großübungs-Komplex ist die 1975 eingeführte und seitdem Jahr für Jahr durchgeführte NATO-Manöverserie „Herbstschmiede". Flankiert von den beiden anderen europäischen Befehlsbereichen, übernahm AFCENT dabei stets den Hauptpart. Und mit dem Manöver „Certain Challenge", das am 12. September 1988 unter der Leitung des Befehlshabers der USA-Landstreitkräfte in Europa begann und vierzehn Tage dauerte, sieben Todesopfer und 49 Schwerverletzte forderte, 506 Verkehrsunfälle brachte und materiellen Schaden in Höhe von über drei Millionen D-Mark



anrichtete, hatte Brunssum laut US-Armeezeitung „The Stars and Stripes" das „größte Einzelmanöver in Europa seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges" organisiert. Berücksichtigt man noch, daß zwei Drittel des BRD-Luftraumes den Taktischen Luftflotten des Befehlsbereiches Europa als Tieffluggebiet dienen und rund 20 Prozent der jährlich etwa 580 000 Starts auf bundesdeutschem Territorium dem Tiefflugtraining gelten, daß die gemäß INF-Vertrag der Verschrottung anheimfallenden Mittelstreckenraketen „kompensiert" werden sollen und die konventionelle Rüstungsindustrie der NATO-Hauptländer vom Verteidigungsplanungsausschuß der Allianz profitable Perspektiven erhalten hat, wird das Bild komplett: Obgleich die NATO versucht, sich den außen- und militärpolitischen Bedingungen der 80er Jahre anzupassen, ist sie noch immer nicht bereit, auf ihre gegen die sozialistische Verteidigungskoalition gerichtete Offensivstrategie, auf ihre Konzepte der sogenannten Vorneverteidigung und des „Kampfes in der Tiefe" zu verzichten. Ihr geht es nicht schlechthin um den Erhalt, sondern vielmehr um eine stete Steigerung der Kampfkraft ihrer Verbände besonders in Europa. Deren Hauptstoßgruppierung soll die AFCENT bleiben.

Angesichts der mit dieser doktrinären Politik verbundenen Gefahr für den Frieden wirkt General von Sandrarts nahezu naive Ratlosigkeit freilich befremdlich: „Wie Operationen unter atomaren Bedingungen tatsächlich ablaufen, ist nicht voraussagbar", schrieb er in einer Studie zur Vorwärtsstrategie. Der Fachmann paßt, der Laie wundert sich ...

In den Heften 8 und 11/89 werden die NATO-Befehlsbereiche Nord- und Südeuropa vorgestellt.
Fotomontage: H-U-Kutzner

AR-Lexikon

Die NATO-Zentralfront

Unter diesem Begriff werden Führung, Kräfte und Militärgeographie des NATO-Oberkommandos Mitteleuropa (AFCENT) verstanden. Zum Kommandobereich gehören neben der BRD die Niederlande, Belgien und Luxemburg. Außer dem AFCENT-Hauptquartier befinden sich in der BRD alle Stäbe sowie die Mehrzahl der AFCENT-Kräfte, wes-Mehrzahl der AFCENT-Kräfte, weshalb dieses Land mit der Zentral-halb dieses Land mit der Zentralfront gleichgesetzt wird.

Stäbe

- Armeegruppe Nord (NORTHAG): Mönchengladbach, 5 Armeekorps mit 15 Divisionen.
- Armeegruppe Mitte (CENTAG): Mannheim, 4 Armeekorps mit 12 Divisionen.
- Luftstreitkräfte Mitteleuropa (AAFCE): Ramstein; gegliedert in den Stab der 4. Taktischen Luftflotte (4. ATAF), Ramstein (rund 840 Kampfflugzeuge und 1 200 Fla-Mittel), und den Stab der 2. Taktischen Luftflotte (2. ATAF), Mönchengladbach (etwa 800 Kampfflugzeuge und 1 400 Fla-Mittel).

Streitkräfte

BRD: 495 000 Mann (einschl. 6. Panzergrenadierdivision sowie der dem NATO-Oberkommando Nordeuropa unterstellten Kräfte: Bundesmarine, einige Luftwaffengeschwader), eingegliedert in NORTHAG, CENTAG und beide Luftflotten.

USA: 245 800 Mann (Stab der 7. Feldarmee, 2 Korpsstäbe, je 2 Panzer- bzw. mechanisierte Infanteriedivisionen, eine Panzer- und eine mech. Infanteriebrigade, 2 Panzeraufklärungsregimenter, Stab der 17. Luftflotte, 2 Luftwaffendivisionen), eingegliedert in NORTHAG, CENTAG und 4. ATAF.

Großbritannien: 66 912 Mann (ein Korpsstab, 3 Panzerdivisionen, 13 Kampfstaffeln), eingegliedert in NORTHAG und 2. ATAF,

Belgien: 26 600 Mann (ein Korpsstab, ein Divisionsstab, je eine Panzer- und mech. Brigade, 4 Fla-Raketenbatterien), eingegliedert in NORTHAG und 2. ATAF.

Kanada: 7 100 Mann (eine mech. Brigadegruppe, eine Luftwaffendivisioin mit 3 Jagdbomberstaffeln), eingegliedert in CENTAG und 4. ATAF.

Niederlande: 5 500 Mann (eine Panzerbrigade, eine Fla-Raketenabteilung), eingegliedert in NORTHAG und 2. ATAF.

Frankreich: 50 000 Mann (ein Korpsstab, 2 Panzerdivisionen, eine Infanteriedivision).

Zur Beachtung:

Die Streitkräfte-Zahlenangaben sind „The Military Balance 1988–1989", London 1988, entnommen. Laut Streitkräftevergleich des Warschauer Vertrages vom 30. 1. 1989 beträgt die Gesamtzahl der in Europa stationierten USA-Streitkräfte 331 500 Mann, die der in Europa stationierten kanadischen Streitkräfte 8 400 Mann. Frankreich ist zwar 1966 aus der NATO-Militärorganisation ausgeschieden. Dennoch ist sein in der BRD stationiertes Truppenkontingent dem AFCENT-Potential zuzurechnen.



Bild: Peter W. Reichel

Ein historischer Report über die Spaltung Deutschlands (2)

General Lucius D. Clay ist Chef der US-Militärregierung für die amerikanische Besatzungszone in Deutschland. Gerade 50 geworden, kann er sich rühmen, sowohl das Vertrauen des Pentagon zu genießen als auch der Wallstreet; schließlich hat er selbst etliche Millionen im Big Business.

An diesem 28. Oktober 1947 hält er im amerikanischen Sektor von Berlin eine Pressekonferenz ab. Er will (und soll) Signale setzen – solche, die der von seinem Präsidenten Harry S. Truman eingeleiteten Politik des „roll back" entsprechen, der Linie also, den Sozialismus gewaltsam zurückzuwerfen. Und so hören die Journalisten, daß jetzt die Zeit gekommen sei, den Kommunisten gegenüber „die Glacéhandschuhe auszuziehen" und eine „harte Gangart" anzuschlagen.

An diesem Dienstag gibt der General den Startschuß für den kalten Krieg in Deutschland.

„... Konkurrenten der Russen"

Den auf Spaltung versessenen Kräften ist nicht wohl in ihrer Haut: Aus der UdSSR wird auf die Erfüllung des Potsdamer Abkommens gedrängt. In der Ostzone ist man kräftig dabei, es Tat werden zu lassen. Eine von der US-Militärregierung in ihrer Besatzungszone veranstaltete Umfrage ergibt, daß 70 Prozent der der dort Lebenden einen einheitlichen demokratischen deutschen Staat befürworten. Die Zeichen der Volksmeinung stehen so gar nicht auf Trennung und Separatismus.

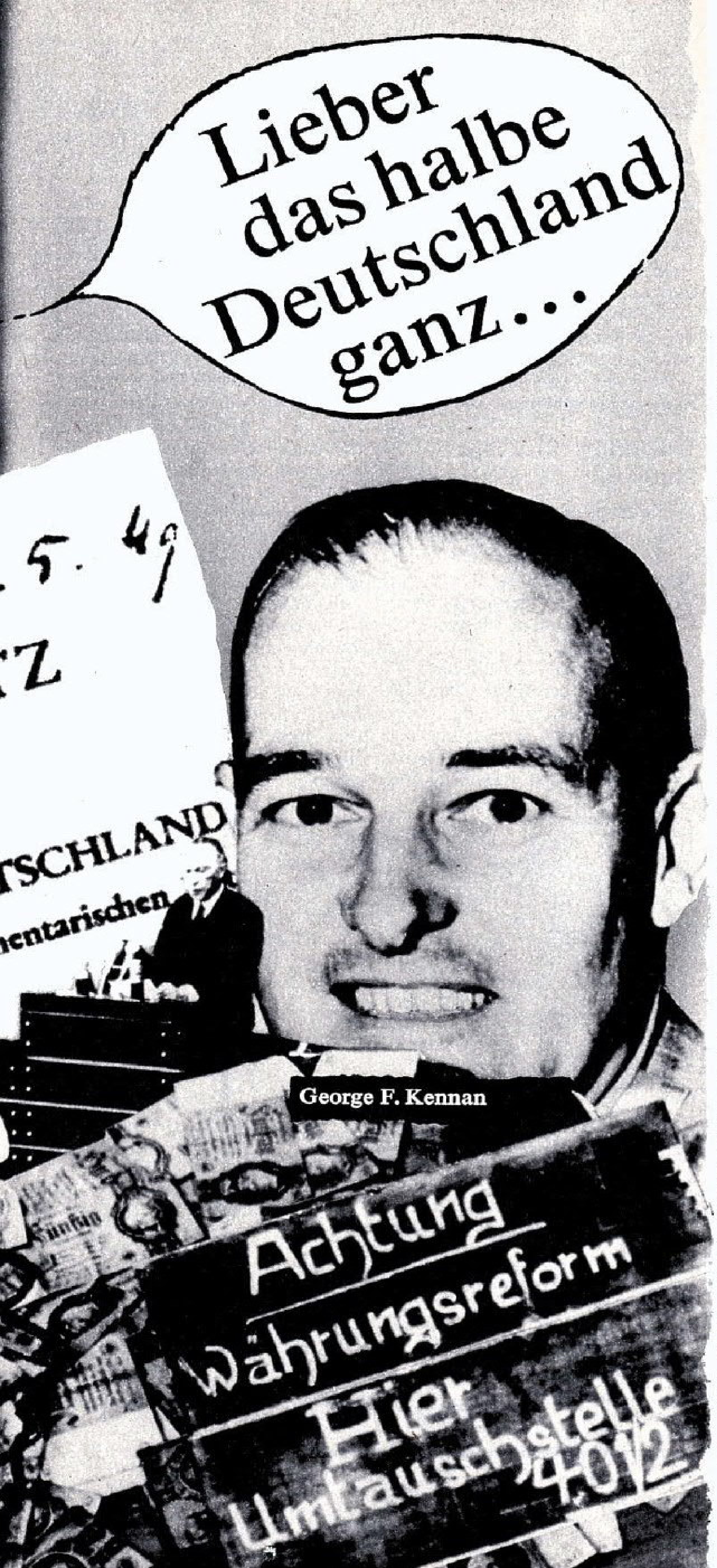
Mit dem Ruf nach einer „harten Gangart" soll in handfeste Spalterpolitik umgesetzt werden, was der amerikanische Diplomat George F. Kennan bereits im Sommer 1945 angeraten hatte: „Die Idee,



Lucius D. Clay

Dr. Erich Köhler

Dr. Konrad Adenauer



George F. Kennan

Deutschland gemeinsam mit den Russen regieren zu wollen, ist ein Wahn. Wir haben keine andere Wahl, als unseren Teil von Deutschland – den Teil, für den wir und die Briten Verantwortung übernommen haben – zu einer Form von Unabhängigkeit zu führen, die so befriedigend, so gesichert, so überlegen ist, daß der Osten sie nicht gefährden kann. Zugegeben, daß das Zerstückelung bedeutet. Besser ein zerstückeltes Deutschland, von dem wenigstens der westliche Teil als Prellbock für die Kräfte des Totalitarismus wirkt, als ein geeintes Deutschland, das diese Kräfte wieder bis an die Nordsee vorläßt. Im Grunde sind wir in Deutschland Konkurrenten der Russen."

Das deckt sich haargenau mit dem, was auch die zwischen Elbe und Rhein wieder in den Sattel kommende deutsche Großbourgeoisie will. Was Wunder mithin, daß auch von ihrer Seite im Mai 1946 eine ähnliche Denkschrift vorgelegt worden war. Als Verfasser hatte ein Herr Schlange-Schöningen fungiert. Gegenüber der britischen Militärregierung war er dafür eingetreten, die „drei Westzonen im Sinne einer zielklaren Westpolitik unter einer deutschen Zentralregierung mit Exekutivgewalt zu organisieren und damit einen wirtschaftlich gesunden und politisch gefestigten Block gegen die russischen Bestrebungen zu schaffen."

Indes, was hier der Sowjetunion untergeschoben wird, ist erklärter Wunsch und Wille des deutschen Volkes. Die 4. Interzonenkonferenz aller deutschen Gewerkschaftsverbände in Garmisch-Partenkirchen hat dies gerade erst deutlich gemacht. Nicht nur, daß hier ein Bekenntnis zur deutschen Einheit abgegeben wurde, zur Vergesellschaftung der Schlüsselindustrie und zu einer demokratischen Bodenreform, zugleich sehen die „deutschen Gewerkschaften mit Besorgnis", daß insbesondere in den westlichen Besatzungszonen „die am Hitlerregime und am Krieg hauptverantwortlichen reaktionären und militaristischen Kräfte" ihre „Position zum Teil halten bzw. versuchen, sie zurückzugewinnen".

Die Enthüllung des „Franc-Tireur"

Dichte Nebelschwaden hängen über London, als dort Anfang November 1947 die Sonderbeauftragten Frankreichs, Großbritanniens, der UdSSR und der USA zusammenkommen, um ein für Dezember geplantes Treffen ihrer Außenminister vorzubereiten. Auf dessen Tagesordnung soll ein Friedensvertrag mit Deutschland stehen, außerdem die Bildung einer gesamtdeutschen Regierung. Hinter den Kulissen aber spielt sich etwas anderes ab.

Der Korrespondent des Pariser „Franc-Tireur" verdankt es einer Indiskretion, daß er am 8. November mitteilen kann: „Neben der Londoner Vorkonferenz gibt es hier eine zweite, die von ungleich größerer Bedeutung ist." Und er verweist auf den „Plan für die Errichtung einer westdeutschen Republik", den der amerikanische Delegierte Robert D. Murphy mitgebracht hat und mit seinen britischen und französischen Kollegen berät. Er sieht die „Schaffung einer provisorischen Regierung Westdeutschlands vor, die nicht gewählt, sondern bestimmt" werden soll.

Die Meldung schlägt ein wie eine Bombe. Im ersten Moment peinliche Verlegenheit auf der westlichen Seite, dann offizielle Dementis.

Aber der französische Korrespondent erweist sich als gut informiert. Am 15. Dezember sprengen die Westmächte die Außenministerkonferenz. Fünf Tage danach schreibt die „New York Herald Tribune": „Wir sind am Ende der Straße angelangt. Das Zeitalter Jalta ist vorbei. Die Aufteilung Deutschlands wird uns freie Hand geben, Westdeutschland in ein System der Westmächte einzubauen."

Der Boden dafür ist bereitet.

Aus der britischen und amerikanischen Besatzungszone ist die Bizone geworden. Dem von den Militärgouverneuren eingesetzten Verwaltungsrat, eine De-facto-Regierung, gehören ausschließlich CDU/CSU-Politiker an. Demokratische Kräfte werden systematisch aus ihren Funktionen verdrängt. Die Kommunisten Hugo Paul und Heinz Renner, seit 1946 Minister in der Landesregierung von Nordrhein-Westfalen, entfernt man aus den Ämtern, ohne daß Regierung oder Landtag auch nur befragt worden wären oder ihre Zustimmung gegeben hätten.

Operation „Bird Dog" läuft an

Im Gebäude des Alliierten Kontrollrates am Kleistpark von Westberlin haben die Oberbefehlshaber der vier Besatzungsmächte zur 77. Sitzung Platz genommen. Das Protokoll vermerkt als Datum den 1. Februar 1948.

Auf dem Tisch des Alliierten Kontrollrates, der in allen Deutschland als Ganzes betreffenden Fragen die oberste Gewalt ausübt, liegen seit Ende vergangenen Jahres amerikanische und sowjetische Vorschläge zur Lösung der Währungsfrage. Sie ist katastrophal, denn die immer noch gültige alte Reichsmark hat nur noch ein Fünfhundertstel des Wertes von einst. Marschall Sokolowski (UdSSR) erklärt das dementsprechende Dokument der USA-Seite, von Ausnahmen abgesehen, für durchaus annehmbar. Er besteht jedoch darauf, auch das sowjetische zu prüfen. General Clay (USA) lehnt dies rundheraus ab. Und so sieht sich Sokolowski zu der Bemerkung veranlaßt, den Amerikanern liege offenbar nichts an einer Verständigung, weil ihr neues Geld längst gedruckt sei. Damit gibt der Marschall zu verstehen, daß der Sowjetunion eine amerikanische Geheimoperation keineswegs unbekannt geblieben ist …

In die Wege geleitet worden war sie nach einem Besuch des USA-Präsidentenberaters Harriman in der amerikanischen Besatzungszone. Von der CIA abgeschirmt, hatte im Oktober 1947 die Operation „Bird Dog" begonnen: In Washington und New York wurde eine sogenannte „Deutsche Mark"



gedruckt. Am 25. November 1947 hatte die „American Farmer" in Bremerhaven die erste Geld-Ladung – 4800 Kisten im Gesamtgewicht von 192 Tonnen – gelöscht. Weitere folgten. In Sonderzügen wurden sie nach Frankfurt am Main gebracht, wo die neuen DM-Banknoten nun in den Kellern des einstigen Reichsbankgebäudes lagern.

Der 18. Juni 1948, ein schwarzer Freitag

Für ihre Bewachung ist Oberst William G. Brey mit seinen GIs verantwortlich. Doch bevor er den Befehl erhält, die Millionen auf die drei Westzonen zu verteilen, soll noch einige Zeit vergehen.

23. Februar: Die imperialistischen Westmächte sowie die Benelux-Staaten beginnen in London separate Verhandlungen über die Gründung eines westdeutschen Staates.

5. März: USA-General Clay heizt die Lage mit Meldungen nach Washington an, Europa stünde am „Vorabend einer sowjetischen Invasion".

20. März: Die Generale Clay, Robertson und Koenig legen den Alliierten Kontrollrat lahm.

20. April: In der Nähe von Kassel gehen 25 westdeutsche Finanzexperten im geheimen daran, die für eine separate Währungsreform nötigen Dokumente auszuarbeiten.

2. Juni: Die am 23. Februar begonnene Separatkonferenz beschließt die „Londoner Empfehlungen" zur Errichtung eines westdeutschen Staates.

18. Juni: Die Militärgouverneure der imperialistischen Besatzungsmächte ordnen eine Währungsreform an. Am Sonntag, dem 20. Juni 1948 kann jeder Bewohner der drei Westzonen an den Lebensmittelkarten-Stellen die ersten 40 von insgesamt 60 DM im Verhältnis 1:1 gegen die alte, außer Kurs gesetzte Reichsmark eintauschen. Die Sparguthaben der Werktätigen werden im Verhältnis 10:0,65 umbewertet, so daß ihnen über 90 Prozent der Ersparnisse verloren gehen. Die Aktiengesellschaften der Bourgeoisie hingegen büßen nur höchstens 15,9 Prozent ihrer Vermögen ein.

19. Juni: Der Chef der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland, Marschall Sokolowski, spricht sich namens seiner Regierung nochmals für eine gesamtdeutsche Währungsreform aus. Der Parteivorstand der SED protestiert gegen die separate Währungsreform, denn sie „bedeutet die Spaltung Deutschlands". In der westberliner Zeitung „Der Tag" betont der prominente CDU-Politiker Johann Baptist Gradl: „Von nun an verläuft zwischen den Westzonen und der Sowjetzone auch eine Währungsgrenze. Jenseits der Zonengrenze ist Ausland, Devisenausland."

Der Herrenclub von Herrenchiemsee

Ausgangs des Sommers 1948 beziehen mehrere westdeutsche Staatsrechtler auf Schloß Herrenchiemsee Quartier, um in der Abgeschiedenheit des bayrischen Waldes einen Verfassungsentwurf auszuarbeiten. Aus Württemberg-Hohenzollern ist Carlo Schmid angereist. Und er sagt in den Debatten am deutlichsten, worum es geht: nämlich „die deutsche Bundesrepublik zunächst im Westen aufzurichten, dies aber ausdrücklich mit dem Anspruch auf Repräsentanz Gesamtdeutschlands". Demnach dürfe sie nicht lediglich „ein Weststaat sein", sondern ein „Rumpfdeutschland, das den Anspruch erhebt, Gesamtdeutschland zu repräsentieren".

Zweierlei also hat der Herrenclub im Auge: die Einheit Deutschlands durch staatliche Abtrennung seiner westlichen Landesteile zu zerstören und das Separatgebilde gleichzeitig als Grundlage und Ausgangspunkt für die Revision der Ergebnisse des zweiten Weltkrieges zu nehmen. Damit verbunden ist die Anmaßung, für „alle Deutschen" zu sprechen, sowie das Ziel, späterhin ein „Deutschland in den Grenzen von 1937" wiederzuerrichten. Derzeit wird all dies noch nicht so deutlich ausgesprochen. Im BRD-Grundgesetz jedoch, das hier niedergeschrieben wird, heißt es janusköpfig, mit ihm würden auch die Interessen „jener Deutschen" vertreten, „denen mitzuwirken versagt war".

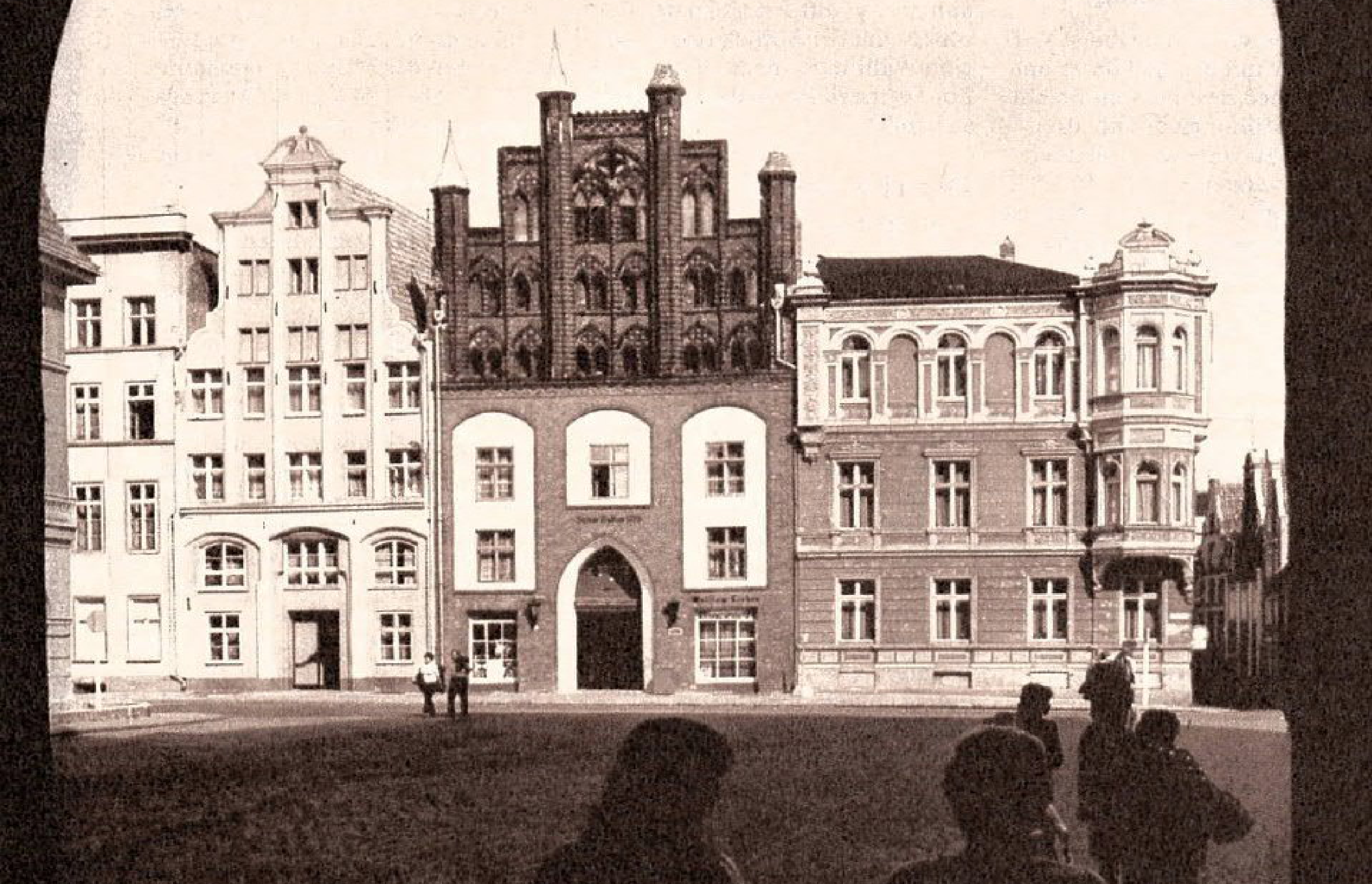
Einem Entscheid der imperialistischen Besatzungsmächte folgend, konstituiert sich am 1. September unter Vorsitz von Konrad Adenauer ein „Parlamentarischer Rat". Ihm liegt der auf Schloß Herrenchiemsee verfaßte Grundgesetz-Entwurf vor. Im Februar 1949 wird er zum ersten Mal bei den Generalen Clay, Robertson und Koenig eingereicht, von diesen mit Änderungsforderungen zurückgewiesen, und dann mit „Genehmigungsschreiben der Militärgouverneure vom 12. Mai 1949" zum Dreiundzwanzigsten des Monats in Kraft gesetzt. Als im „Parlamentarischen Rat" darüber abgestimmt worden war, hatte der KPD-Vorsitzende Max Reimann zusammen mit elf weiteren Abgeordneten dagegen gestimmt und erklärt: „Ich unterschreibe nicht die Spaltung Deutschlands!"

Am 14. August 1949 finden in den drei Westzonen Wahlen zum „Deutschen Bundestag" statt. Vierundzwanzig Tage danach konstituiert er sich in Bonn. Am 15. September 1949 wird Konrad Adenauer zum Bundeskanzler gewählt. In seiner Regierungserklärung am 21. Oktober bezeichnet er den Separatstaat BRD als „die alleinige legitimierte staatliche Organisation des deutschen Volkes", die demzufolge „allein befugt" sei, „für das deutsche Volk zu sprechen". Die staatliche Spaltung der deutschen Nation ist vollzogen, die Saat für einen über Jahrzehnte hinweg und bis in die Gegenwart betriebenen Revanchismus ausgebracht …

Text: Oberst Karl Heinz Freitag
Bild: Archiv

Die Sitten der Seeleute

rund um's baltische Meer





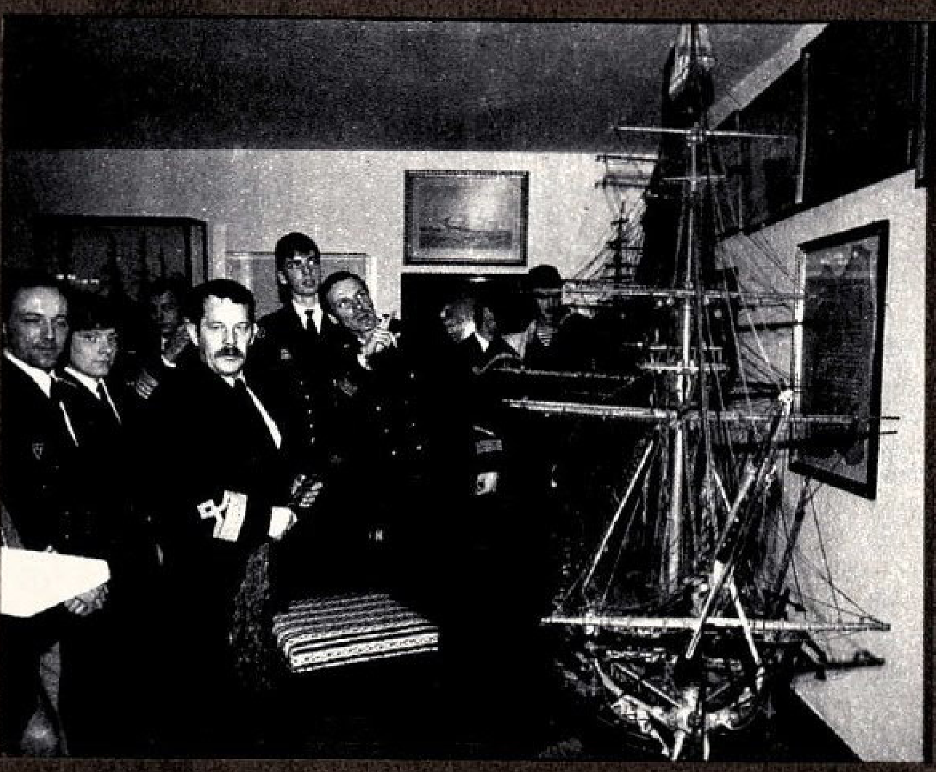
knapp siebzig Jahren gegründet wurden (Gdynia). Seeleute haben ein feines Auge und Ohr für Geschichte.

Erstens: Begrüßung

Einfach ‚Willkomm' heißen auf gut Norddeutsch jene kleinen Zinnbecher, die mit Rotwein gefüllt, auf's Wohl der Gäste geleert werden. Die Gäste kommen aus Gdynia und Leningrad, sind Lehrer und Kursanten der Akademie der Polnischen Seekriegsflotte „Helden der Westerplatte" und der Hohen Offiziersschule der Sowjetischen Seekriegsflotte „M. W. Frunse". Gastgeber: Offiziershochschule „Karl Liebknecht". Das kleine Zeremoniell ist hanseatisch und findet in der Barockbibliothek des Stralsunder Johannisklosters statt, der Außenstelle des Stadtarchivs. Bekanntlich ist es Brauch, Gästen die Schokoladenseiten zu zeigen, zu denen das Kloster allemal gehört. Nach der Reformation hatte es zu allen möglichen städtischen Zwecken gedient, und erst seit den sechziger Jahren war die Mannschaft des Stadtarchivs drangegangen, die betagten Gemäuer zu restaurieren und machte dabei solche erstaunlichen Entdeckungen wie zum Beispiel Wandmalereien aus dem dreizehnten Jahrhundert. Der pensionierte, langjährige Chef des Stadtarchivs, Professor Herbert Ewe und seine jungen Mitarbeiter schufen so einen Ort, in dem sich Baulichkeiten und Archivalien aus achthundert Jahren Stadtgeschichte zu einer ganz eigenwilligen Atmosphäre verquicken. Die Gäste betrachten das alles aufmerksam, kommen sie doch aus Ostseestädten, die samt ihren Häfen erst vor knapp dreihundert (St. Petersburg/Leningrad) oder gar erst vor

Zweitens: Vorstellung

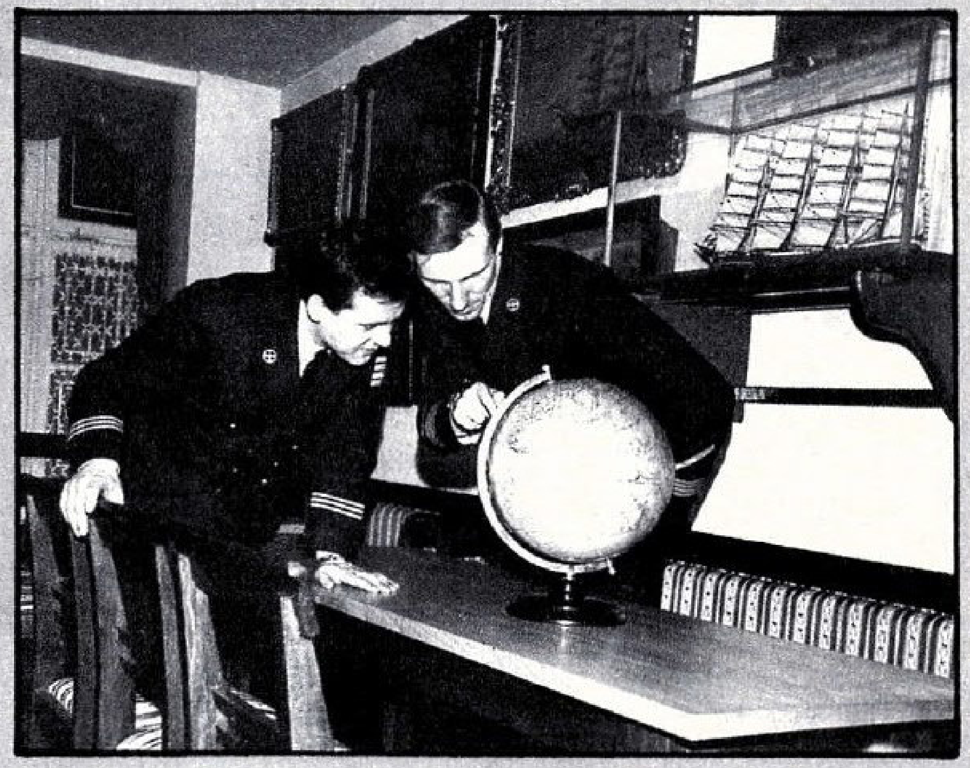
Einmal im Jahr und seit über zwanzig Jahren kommen die Delegationen der befreundeten Lehreinrichtungen zu Besuch auf die Stralsunder Schwedenschanze, dort wo sich seit 1951 unsere Seeoffiziersschule befindet. Diesmal sind es zwei Kapitäne ersten Ranges und zwei Kursanten aus Leningrad und zwei Komandors und zwei Offiziersschüler aus Gdynia. Die Erhebung der Gdyniaer Schule zur Akademie ist für die Stralsunder Gastgeber noch eine Neuigkeit. Die Leningrader Kursanten berichten stolz, daß an ihrer Schule auf einen Studienplatz sieben Bewerber kommen, und sie beide zu jenen gehören, die es auf Anhieb schafften, angenommen zu werden. In Gdynia gleichen sich im militärischen Bereich der Akademie Bewerberzahlen und Plätze etwa aus. Die Lehroffiziere haben natürlich alle lange Zeit Seeluft geschnuppert. Kapitän 1. Ranges Victor Naboka hat da noch ganz spezielle Lüfte in Erinnerung, denn er fuhr früher als Politoffizier auf einem U-Boot, das sich bis zu zwei Monaten ununterbrochen unter Wasser aufhielt. Praxisnähe und hohes Niveau der Aus-





schen Jugendverband ZMP organisiert sind, am Ende des Studiums werden fünfzig Prozent Parteimitglieder sein. Bei den künftigen Politoffizieren der Flotte sind es alle. Offiziersschüler Dariusz Olejnik verrät, daß jeder junge Leutnant auf eines der drei polnischen U-Boote möchte ... Bei den Leningradern, so Kursant Sergej Grisaj, sei die Nordflotte sehr begehrt. Dort gebe es die modernsten Schiffe und man könne die besten Erfahrungen sammeln, übrigens auch finanziell. Ein Leutnant, so verriet er, verdiene sonst ohne alle Zuschläge ab 240 Rubel im Monat, das sei im Landesvergleich ganz ordentlich.

bildung lassen sich an allen drei Schulen an der Erfahrung der Lehrer und natürlich an der technischen Ausstattung der Lehrbasis messen. Letztere wird von den Gästen ausgiebig mit den eigenen Möglichkeiten verglichen.



Drittens: Besichtigung

Wie so ein solider alter Torpedo funktioniert, das bekommt jeder künftige Offizier der Seekriegsflotten schon im ersten Lehrjahr mit, das ist traditioneller Lehrstoff. Für Fachleute wird interessant, wie die moderne Nachrichten- und Ortungstechnik im Bereich der Navigation Einzug hält; an der Stralsunder OHS wurde dafür schon eine Menge getan. Das Neueste, was derzeit zu besichtigen ist, sind natürlich die Computer und ihre Anwendung in der Ausbildung. Für das Fach „Grundlagen der Informatik" stehen dreizehn Dialogarbeitsplätze zur Verfügung, bestückt mit Kleincomputern Z 9001. Die Räume sind jeden Tag bis 21.00 Uhr von den Schülern zu benutzen, und wegen des großen Andrangs muß die Rechnerarbeitszeit von jedem Interessenten vorbestellt werden. Übrigens gibt es an den verschiedenen Lehrstühlen der OHS noch weitere 42 Kleincomputer, für Sonderlehrgänge der Volksmarine stehen darüberhinaus noch drei Personalcomputer zur Verfügung. Ein halbes Dutzend vernetzter Bürocomputer ist im praktischen Einsatz. Früher einmal nannten die Offiziersschüler in Stralsund ihr Objekt wegen der roten Klinkerbauten einen Steinkreuzer. Im Zeichen der Intensivierung setzt man jetzt weniger auf äußere Wucht als vielmehr auf die Qualität im Inneren.

Viertens: Gespräche

Offiziersschüler interessieren sich natürlich dafür, wie die Gäste an ihren Lehreinrichtungen leben und arbeiten. In den Kompanieklubs zeigt sich, daß die Mär von den wortkargen Nordländern auf keine der drei Schulen zutreffen kann, denn die Fragen kommen schnell, desgleichen die Antworten. Da berichtet Komandor Jerzy Przybilski, daß in Gdynia alle Schüler des 2. Studienjahres im sozialisti-

Übrigens habe jeder, der das Studium mit Goldmedaille abschließt, das Recht, sich seinen Einsatz auszusuchen. Vier Fünftel aller Leutnants kehrten an den Platz ihres letzten Kursantenpraktikums zurück. Und wie das so sei, die Leningrader Mädchen stünden auf Frunse-Kursanten, kämen scharenweise zu den Diskos in die Dienststelle. Dreiviertel aller Kursanten seien zum Studienende verheiratet, und dann komme es darauf an, ob so eine Leningraderin es nicht nur mit ihrem Mann, sondern beispielsweise auch im entlegenen Kamtschatka aushalte.
Ausgangs- und Uniformfragen spielen in Offiziersschülerkreisen

eine ganz wichtige Rolle. Da ist es schon von Interesse, daß sowjetische Kursanten den Status von Matrosen besitzen, dagegen polnische und jene der NVA entsprechend des Studienjahres Maaten oder Meistern gleichgestellt sind. Aber auch in Leningrad gebe es ab viertem Studienjahr täglich außer montags Landgang, vorher nur an den Wochenenden. Sergej Grisaj kennt sich auch in vielen persönlichen Angelegenheiten der Kursanten seiner Kompanie aus, denn er ist Komsomolsekretär. Kapitän Naboka erzählt in anderer Runde einiges über Bewerber und Aufnahmeprüfungen, von denen nur die Absolventen der Kadettenanstalten, die ehemaligen Suworow- und Nachimowschüler befreit sind. An seiner Sektion studierten fünfzehn Seeoffiziersschüler sowjetischer Nationalitäten, berichtet er. Und die Schule unterstütze diesen Prozeß der Internationalisierung, man reise sogar in Delegationen von Lehroffizieren und Kursanten nach Kasachstan und Usbekistan und spreche mit jungen Leuten.

Fünftens: Landgang

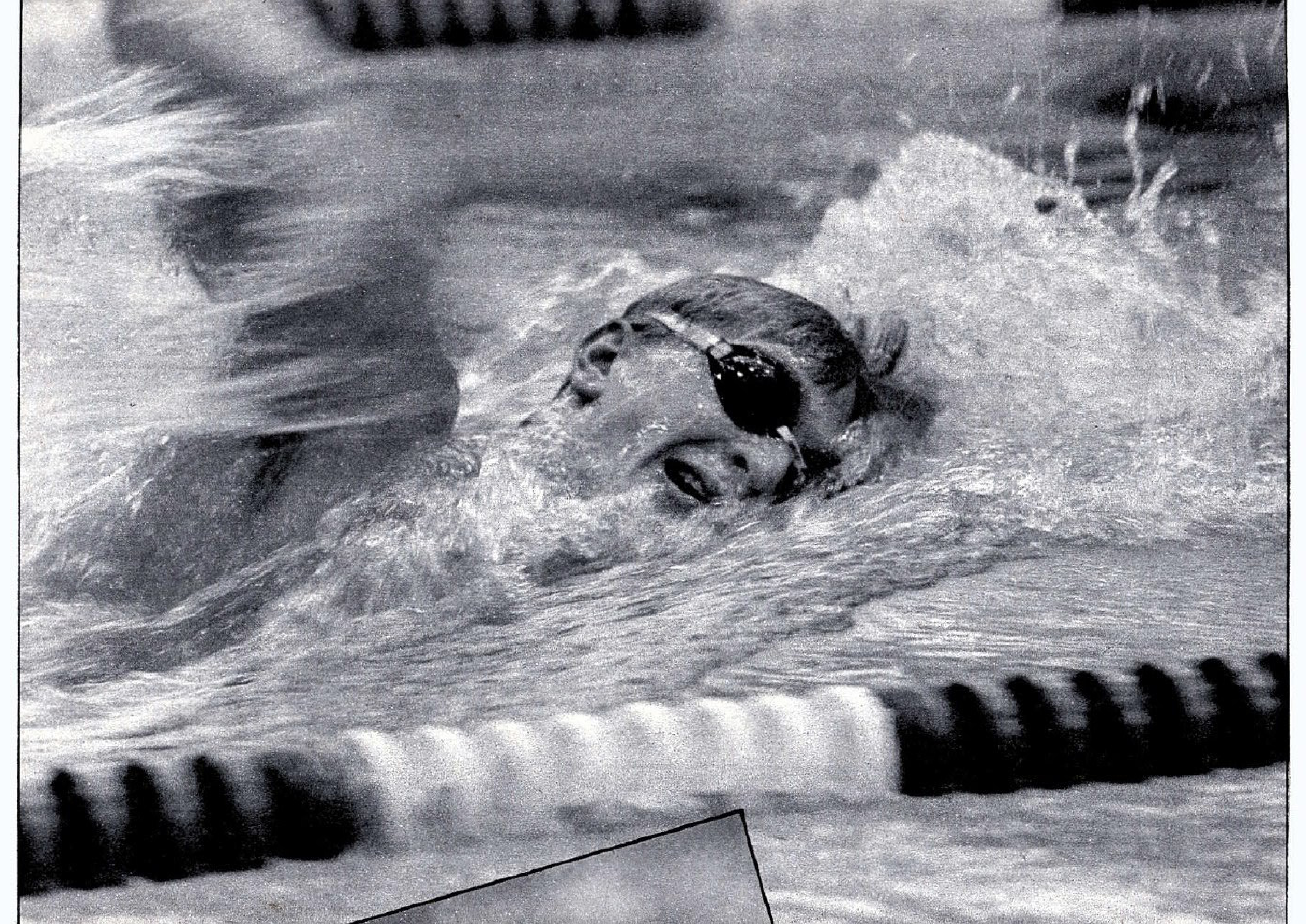
Die Gespräche gingen auch im Stralsunder Haus der NVA weiter, beim offiziellen Essen, wie es sich für Ehrengäste der Woche der Waffenbrüderschaft gehört, auch beim abendlichen Bier in jenem Haus, das einstens der schwedische Stadtkommandant erbauen ließ und zum Amtssitz nahm. Den anderen Stralsunder Amtssitz, den des Bürgermeisters, besuchten die Gäste natürlich auch. Sie erfuhren vom Bürgermeisterstellvertreter, Fedor Heinlein, daß die Partnerstädte Stralsunds Ventzpils (Lettische Sozialistische Sowjetrepublik), Stargard Szczecinski (VR Polen), Pori (Finnland), Kiel (BRD) und – außerhalb des Ostseeraumes gelegen – Bologne-sur-Mer (Frankreich) sind. All das erzählte der Stadtrat in der Achtmannskammer, einem Raum im Rathaus, der vom hochlöblichen Rat seit Jahrhunderten für wichtige Beratungen benutzt wird. Hier trafen sich auch Erich Honecker und Olof Palme. Im Rathaus erinnert ein großes Foto an die Begegnung zwischen dem Staatsratsvorsitzenden der DDR und dem später ermordeten schwedischen Ministerpräsidenten.

Sechstens: Seemannsgarn

Was in der Stralsunder Frankenstraße Nr. 9, dem Haus der Schiffercompagnie, ansonsten so geredet wird, mag zwischen Wahrheit und Erfindung liegen, so wie es alter Seemannsbrauch ist. Die Überschrift über diesen Besuchsbericht stammt jedenfalls von diesem Ort, einer Traditionsstätte, die Seemannsbräuche des Ostseeraums bewahrt und auch erforscht. Vor 501 Jahren wurde auf Anregung des patrizischen Stadtrates die Bruderschaft der Schiffer gegründet, um weitgereisten Kapitänen einen Platz zum Räsonieren und Disputieren anzuweisen. Damit sollten seinerzeit neumodische oder gar revolutionäre Gedanken am Stammtisch bleiben. Zwei Leuten ist das ununterbrochene Fortbestehen der Bruderschaft nach der Befreiung vom Faschismus zu danken: dem ersten sowjetischen Stadtkommandanten Oberst Fomenko und dem Altermann (Vorsitzenden) Gustav Drews, der bis zu seinem Tode 1986 noch Ehrenvorsitzender war. Die Compagnie hat reiche Traditionen, auch militärische. Als Wallenstein die Stadt belagerte, bestellte sie sogar einen Admiral, der die Verteidigung der Stralsunder Seeseite und den Nachschub organisierte. In den wunderschön restaurierten Räumen der Frankenstraße Nr. 9 liegt nicht nur die originale Gründungsurkunde von 1488, dort finden sich auch Schiffsmodelle wie das der „Prinz Carl", eines Kriegsschiffs von 1720. Seit 1766 ist das Prachtexemplar im Besitz der Schiffer, wurde nie verkauft, höchstens aus Geldnot mal verpfändet. Während der Restaurierung des Hauses Frankenstraße Nr. 9 stand es im Haus der NVA am Markt. Das könnte nachträglich vielleicht ein Grund sein, sicher nicht der einzige, zu den 85 zivilen Mitgliedern (darunter eine Frau) auch einmal einen Seeoffizier unserer Volksmarine zum Mitglied zu küren. Das würde sicher die allzeit vorzüglichen Beziehungen zwischen OHS und Schiffercompagnie noch fester machen. Gar nicht zu reden davon – Akademien haben es längst vorgelebt – auch auswärtige Mitglieder als korrespondierende zu berufen. Die Waffenbrüder aus Gdynia und Leningrad, Kapitäne und Komendors, auch jene, die das noch werden wollen, hielten eine Menge von solch neueren seemännischen Sitten.

Text: Bernd Meyer
Fotos: Siegfried Werner, Manfred Uhlenhut (2)







OLYMPIASILBER AUS WUT

Alles ist relativ, sagt man. Auch sportliche Leistung? Was bedeutet zum Beispiel einem Athleten ein fünfter Rang bei Olympischen Spielen? Ein Riesenerfolg? Eine bittere Enttäuschung?

Stellen wir die Frage konkret, an einen jungen Schwimmer vom ASK Vorwärts Potsdam, Unterleutnant Patrick Kühl, der als Zwanzigjähriger in Soul bei seinem ersten Olympiastart eben diesen fünften Platz auf der 400-m-Lagenstrecke belegte. Heute, mit dem Abstand von Monaten, sieht er sein Abschneiden in seiner „Schokoladendisziplin" gelassen, sachlich, nicht so sehr emotionsbestimmt: „Eigentlich kann ich ganz zufrieden sein, immerhin war ich damit in der Weltspitze dabei." Unter dem Eindruck des unmittelbaren Geschehens jedoch war die Stimmung ganz anders.

An jenem 21. September 1988 lag Zündstoff in der Luft. Patrick war sauer. Zuerst auf sich selbst – „Ich konnte mehr und ich wollte mehr" –, irgendwie aber auch auf seinen Trainer Lutz Wanja. Dessen Auswertung des 400-m-Finallaufes war natürlich gründlich, nach Ursachen für das Sportler und Trainer nicht befriedigende Abschneiden suchend – letzlich also auch sehr kritisch. Was Patrick naturgemäß nicht so angenehm war. Inzwischen hat er diesen Wettkampf, den wichtigsten, bedeutsamsten in seiner bisherigen Laufbahn, jedoch genauso (selbst-)kritisch analysiert: „Auf den Lagenstrecken ist derzeit der Ungar Tamas Darnyi das Maß der Dinge. Daß er in Soul beide Goldmedaillen gewann, war kein Zufall. Aber auch ich hatte viel drauf. Ich hatte gut trainiert



Erfolgreiches ASK-Trio: Trainer Lutz Wanja mit seinen Schützlingen Patrick Kühl und Olympiasieger Uwe Daßler (v. r.)

und wußte, daß ich etwa im Leistungsbereich des Ungarn lag. Bei den DDR-Meisterschaften 1988 war ich mit 4:17,09 min einen neuen DDR-Rekord geschwommen, und da fühlte ich mich eigentlich zu noch mehr fähig. Über 400 Meter wollte ich unbedingt eine olympische Medaille. Vielleicht aber zu bedingungslos, mit aller Gewalt sozusagen. Aber das geht eben nicht. So kam es dann auch – ich verkrampfte. Der Wille war da, aber um zu siegen, fehlte Lockerheit. Der Erwartungs- es eben auf den 200 Metern zeigen. Zu verlieren hatte ich nichts mehr. So ging ich locker, aber auch mit einer gewissen Wut im Leibe, an den Start. Bei der letzten Wende lag ich mit Darnyi und Jarostschuk, der dann Bronze gewann, etwa gleichauf. Für die letzten 50 Meter, das Kraulen, gab's nur noch eins: Draufhalten, Kopf ins Wasser und los! Daß ich am Ende nun doch noch die erhoffte Medaille hatte, die silberne sogar, wollte ich erst gar nicht glauben. Es war eine riesige Erlösung für mich, einfach traumhaft."

Erfüllung eines Traumes also, den wohl jeder Sportler einmal träumt. wichtige Eigenschaft eines Sportlers auf dem Weg nach oben; nicht nur athletisch-körperlich, sondern vor allem als charakterliche Qualität im Sinne von Standhaftigkeit, Durchhaltevermögen, Nichtaufstecken. Und tatsächlich, 1986 „ging's dann plötzlich los", wie er es bezeichnet. Inzwischen ganz auf die Lagenstrecken, die schwimmerische Vielseitigkeitsprüfung, orientiert, siegte er beim internationalen NOK-Schwimmfest in Berlin. „Es war ein Ruck", sagt Lutz Wanja „ein Schlüsselerlebnis für Patrick – endlich Erfolg." Der selbst hat es ebenso erlebt: „Erstmals merkte ich, daß ich wirklich etwas kann, daß ich vielleicht einmal ,rauskommen' könnte. Es war für mich eine Riesenmotivation."

Der „Ruck" war aber kein Zufall, eher der dialektische Umschlag der Quantität in die Qualität. Lutz Wanja sagt es: „Trainingsfleiß und -leistungen konnte Patrick bis dahin nicht im Wettkampf umsetzen. Er besitzt ein hohes Maß an Selbstdisziplin. Auch mit einer kleineren Verletzung zieht er voll durch. Er weiß, daß Jammern nichts nützt und daß er nur durch hartes Training zu Leistungen kommen kann." Was sofort die Frage provoziert, wie es denn um sein Talent bestellt ist. Patrick selbst meint in sympathischer Zurückhaltung: „Ein bißchen davon habe ich wohl, ganz ohne geht's ja nicht. Aber allein davon kann man nicht leben." Lutz Wanja dagegen ist überzeugt, daß sein Schützling „ein großes Talent" ist. Damit meint er aber nicht nur dessen körperliche Vorzüge, sondern auch seine Strebsamkeit, seinen Ehrgeiz, seinen Erfolgswillen. „Trainingseinstellung kann man wohl zu einem gewissen Grad anerziehen – das ist auch eine seite schieben läßt. Ich meine, er ist eben der Trainer, nicht mein Kumpel." Dennoch harmonieren sie miteinander, das ist beider Meinung. Und da sind ja noch die anderen Sportler der Trainingsgruppe Wanja: Olympiasieger Uwe Daßler, Jörg Hoffmann, Susanne Börnicke, Katja Hartmann. Alle bereits mehr oder weniger erfolgreich in der internationalen Schwimmszene. Lutz Wanja kann sich auf sie verlassen: „Sie wissen, worauf es ankommt, Trainingsverhalten und die Kollektivbeziehungen stimmen. Patrick ist dabei zurückhaltend, ruhig, aber durch sein Auftreten und natürlich die Leistung anerkannt. Unser Verhältnis zueinander wird in erster Linie durch das tagtägliche Training bestimmt. Natürlich unternehmen wir auch in der Freizeit hin und wieder mal etwas gemeinsam – Eis essen gehen, ins Kino oder ins Theater. Oder ich lade die ganze Truppe mal zu mir nach Hause ein. Aber ansonsten, meine ich, müssen wir uns nicht ständig auf der Pelle hocken. Der Sportler braucht auch seinen Freiraum, den er selbst gestalten kann."

Bei Patrick Kühl ist dies vor allem das Lesen. Neben seinen Schulbüchern zur Zeit Romane von Thürk, Schreyer, B.Traven, sowjetische Kriegsliteratur oder auch mal was Utopisches. Und dann Musik, „alles, was modern ist." Wenn mal Zeit übrig ist, geht er gerne mit Bekannten oder Kumpels in angenehmer Umgebung schön essen. Wichtig ist dem jungen Genossen das Gespräch in seiner FDJ- oder Parteiorganisation über „alles, was um uns herum und in der Welt so vorgeht. Immer wieder mal einen Anstoß zu bekommen, nicht einfach nur seine Meinung herauszuhauen, sondern

druck, den ich mir selbst auferlegt hatte und der von allen anderen um mich herum natürlich geteilt wurde, war einfach zu hoch. Ich habe ihn nicht verkraftet. Dazu kam, daß ich zum ersten Mal bei Olympischen Spielen dabei war und mit dem unwahrscheinlichen Fluidum, mit den riesigen Eindrücken, die auf uns einstürmten, einfach nicht fertig wurde und mich ablenken ließ."

Ehrliche, selbstkritische Einschätzung eines jungen Sportlers, der weiß, was er will, was er kann und der aus Fehlern lernen will. Trainer Lutz Wanja läßt ihn aber mit der Verantwortung nicht allein: „Letztlich bin ich als Trainer vor allem zuständig. Dafür, daß bei Patrick längst überwunden geglaubte Schwächen zum Ausdruck kamen, lagen die Fehler auch bei mir."

Wie es auch sei – der fünfte Platz, für viele sicher ein Traumergebnis, war für Patrick Kühl eine herbe Enttäuschung. Aber dabei hielten sich Sportler und Trainer nicht lange auf. Viel Zeit blieb auch nicht. Vier Tage später standen die 200-m-Lagen auf dem Programm. Der nüchternen, sachlichen Analyse folgte die notwendige „Seelenmassage". Trainer Lutz Wanja: „Ich mußte vor allem sein Selbstvertrauen wieder aufbauen. Da seine Stärken ja eigentlich auf der längeren Lagenstrecke liegen, wäre ein fünfter oder sechster Platz über 200 Meter ganz normal. Das habe ich ihm auch so gesagt, um ihm den Druck zu nehmen." Patrick Kühl: „Viel Hilfe fand ich bei meinen Mannschaftskameraden, die mir Mut machten, mich aufrichteten. Aber aufrichten mußte ich mich ja vor allem selbst. Ohne einen Erfolg wollte ich nicht nach Hause fahren. Du kannst doch mehr, sagte ich mir. Nun mußt du Wann er aber und ob er überhaupt einmal wahr wird, ist meist sehr ungewiß. Bei Patrick Kühl waren viele Jahre leistungssportlicher Entwicklung, mit manchem Rückschlag, notwendig, ehe er an mehr als immer wieder nur an Training, Training und hin und wieder vielleicht einen kleineren Erfolg denken konnte. Als er 1979 als Elfjähriger nach bereits vier Jahren fleißigen Trainings im Trainingszentrum Ludwigsfelde erstmals bei einer großen Kinder- und Jugendspartakiade startete, war schon die Teilnahme – ohne irgendwelche nennenswerten Ergebnisse – ein großes Erlebnis für ihn. Auch die Spartakiade 1981 brachte noch nicht den großen Durchbruch, Patrick schwamm immer noch im Mittelfeld. Trainer Michael Regner und sein Schützling übten sich in Geduld. Ganz allmählich ging's vorwärts. 1982 zweimal Silber bei den Jugendwettkämpfen der Freundschaft, und 1983 wollte der junge Rückenschwimmer schon mehr. Die Junioren-Europameisterschaften waren Patricks großes Ziel. Doch dann verpaßte er die Nominierung. Zweimaliger Trainerwechsel brachte einige Probleme mit sich, Trainingskontinuität fehlte. Das war seine erste große Enttäuschung. Mit acht Medaillen hielt er sich dann wenigstens bei der Spartakiade etwas schadlos.

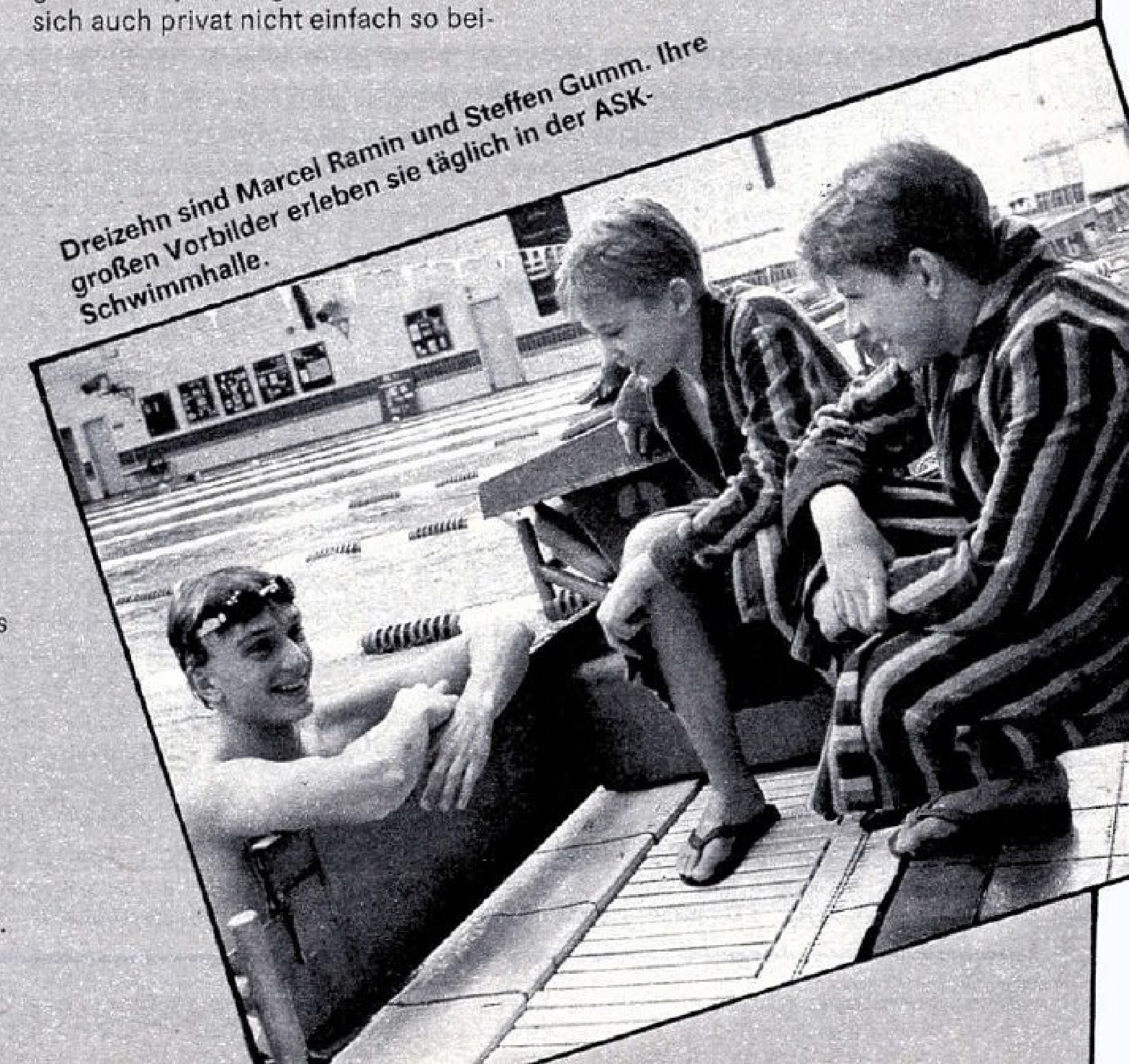
Und noch einmal erlebte er einen empfindlichen Rückschlag. 1985 steuerte Patrick Kühl erstmals eine Teilnahme an den Europameisterschaften der Senioren an. Eine Lungenentzündung verhinderte jedoch seinen Start bei den DDR-Meisterschaften und damit auch die Qualifikation für die EM. Traurig war er, aber es warf ihn nicht um. Patrick bewies Ausdauer, eine unserer wichtigsten Aufgaben –, aber letztlich muß beim Sportler etwas da sein. Den Willen zum Erfolg setze ich einfach voraus."

Da sind sich beide einig. Patrick praktiziert das täglich. Von seinem Trainer hält er viel, weil der „trainingsmethodisch stark ist und sich auch um die anderen Dinge kümmert, wie man lernt oder studiert, wie man lebt. Bei allem stellt er hohe Forderungen; ist ja auch notwendig, vor allem im Training. Dadurch stehen wir meist in einer gewissen Spannung zueinander, was sich auch privat nicht einfach so bei- gründlicher nachzudenken, kann jeder gut vertragen."

Sportliche Denkanstöße braucht Patrick Kühl kaum. Da hat er ganz klare Vorstellungen. Trotz Olympiasilber steht er noch am Anfang seiner Laufbahn. „Jetzt geht es erst richtig los!" fordert sein Trainer Lutz Wanja. „Auf jeden Fall bis zu den Olympischen Spielen 1992 in Barcelona."

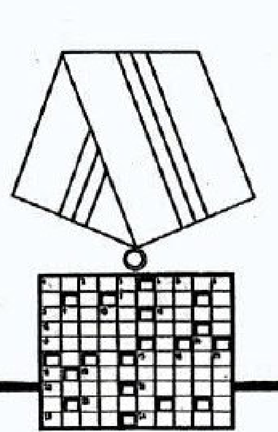
Patrick stellt sich dieser Forderung.

Text: Günther Wirth
Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer


Dreizehn sind Marcel Ramin und Steffen Gumm. Ihre großen Vorbilder erleben sie täglich in der ASK-Schwimmhalle.

Kreuzworträtsel mit Preisfrage

Waagerecht: 1. Vorratslager, 4. Dramengestalt Ibsens, 7. Planet, 10. genaue Tagesbezeichnung, 13. Wendekommando, 14. Arbeitsgruppe, 15. Gedichtform, 16. Gestalt der german. Sage, 17. Insel im Mittelmeer, 19. Schweizer Volksheld, 21. Aufmerksamkeit erregendes Zeichen, 22. Staat in Südamerika, 23. Bucht, 25. Gestalt aus „Wallenstein", 26. Triebkraft, 29. deutscher Theologe und Pädagoge (1663–1727), 32. Auswahl, 35. offener Güterwagen, 36. Auftrag, Rechnung, 37. Erzgang, 39. nordisches Göttergeschlecht, 40. Stadt in Niederösterreich, 42. Baumteil, 45. Erfrischung, 47. Gestalt aus „Euryanthe", 49. Scheuermittel, 50. Geschäftsbereich, 52. Hunnenkönig, 55. Nebenfluß der Donau, 56. Typ sowj. Jagdflugzeuge, 57. Schulsaal, 58. Wettkampf, 59. asiatische Wasserrose, 60. Stadt in den Niederlanden, 62. griech. Göttin, 64. Zimmerwinkel, 66. Stadt auf Sizilien, 67. Geliebte des Zeus, 70. von Säulen oder Pfeilern getragener Bogen, 71. Komponist der Operette „Frau Luna", 74. Wandgestell, 78. Briefbeginn, 81. Stadt im Osten der UdSSR, 83. Brennstoff, 85. Kopfschmuck, 86. elek. Meßgerät, 87. Tanzvergnügen, 88. filmisch-witziger Spaß, 89. Mündungsarm des Rheins, 91. Komponist der Oper „Einstein", 93. Fleischspeise, 97. Zierpflanze, 100. Stecken, 102. legendärer Held der mittelalterl. Literatur, 106. nordgriech. Stadt, 108. Abschluß, 109. Stadt im Erzgebirge, 110. Fluß im Osten der UdSSR, 111. Gestalt aus „Irische Legende", 112. Halbinsel in Ostasien, 113. Fisch, 115. europ. Hauptstadt, 116. besonders in der Jazzmusik betonter Taktteil, 118. Borte, 121. Schieferfelsen, 123. Stadt in Togo, 125. Felsengruppe im Elbsandsteingebirge, 128. Himmelsrichtung, 129. Stadt in Argentinien, 131. griech. Buchstabe, 132. Feuchtigkeit, 134. Ausschmückung, 136. Spaltwerkzeug, 138. afrikanisches Liliengewächs, 141. Hausvorbau, 143. Titaneisen, 146. Fisch, 147. Gegenstand der Verehrung, 149. Schweizer Kanton, 150. See in der UdSSR, 152. Rechen, 153. Fell der Bärenrobbe, 155. Schaltkreis in der Kybernetik, 157. regelmäßig eine große Schiffahrtslinie befahrendes Schiff, 158. Tip, Hinweis, 159. Greifvogel, 160. Hafenstadt in der SRV, 161. Fehllos, 162. Ruhm, 163. Amtstracht, 164. Gesichtsmaske.



Senkrecht: 1. Zahnlaut, 2. Kettenfahrzeug, 3. Geruchsverschluß, 4. Untiefe, 5. jugosl. Insel, 6. Hafenstadt in Jordanien, 7. jugosl. Schauspieler, 8. Fluß in Portugal, 9. Planauflage, 10. engl. Schriftsteller des 17./18. Jh., 11. Sportart, 12. nordamerikanischer Schauspieler, 18. um die Erde gelagertes Gasgemisch, 20. Gesangsstück, 24. Gestalt aus „Nabucco", 27. Edelmetall, 28. Autor des Romans „Der Junge aus dem Hinterhaus", 30. Wanderpause, 31. Toilettenartikel, 33. Bürde, 34. Stück vom Ganzen, 36. Stadt auf Honshu, 38. alte spanische Münze, 41. dänische Hafenstadt, 43. ostasiat. Metallbecken, 44. Körper, der Eisen anzieht, 46. Indoeuropäer, 47. Schmetterling, 48. Achteck, 49. Tagesteil, 51. frühere Münze, 53. instrumentales Einleitungsstück der Barockzeit, 54. das Beste, 61. Bewohner Dakiens, 63. Backmasse, 65. sowj. LKW-Typ, 68. Verwaltungseinheit in Kamerun, 69. Berg in Graubünden, 72. Sultanserlaß, 73. größter bekannter Planetoid, 74. Lobeserhebung, 75. tschechischer Maler, gest. 1938, 76. Tanzschüler, 77. Stadt im Bezirk Magdeburg, 79. Seesäugetier, 80. Beule, 82. Operette von Lehár, 84. Stadt in Schweden, 88. Geburtsort von Wilhelm Pieck, 90. Edelstein mit erhaben geschnittenem Bild, 91. höchste Stimmlage, 92. Holzlatte, 94. Gebirgsstock auf Kreta, 95. Grundfarbe, 96. Reinigungsmittel, 98. blauer Schmuckstein, 99. Hauptstrom Burmas, 101. Abstell-, Nebenraum, 102. Schiffsleinwand, 103. Zwergenkönig der deutschen Heldensage, 104. deutscher Schriftsteller, gest. 1920, 105. Wundmal, 107. Nachschrift, Niederschrift, 114. Fischfanggerät, 117. norweg. Mathematiker des vor. Jh., 119. Währung in Iran, 120. Talsperre bei Eibenstock, 122. engl. Titel, 124. nordischer Gott des Feuers, 126. großer Raum, 127. engl. Schulstadt, 130. Nebenfluß der Fulda, 132. Dramengestalt Lessings, 133. Bewegungslosigkeit, 135. Hast, 137. Voranschlag, 139. Wiener Tanzgeiger und Komponist des vor. Jh., 140. Stadt in der Türkei, 142. inneres Organ, 144. Einsenkung im Gelände, 145. Strom in Westafrika, 146. alternative Zustandsform eines Gens, 148. Nebenfluß der Elbe, 151. Hufkrankheit, 154. dichterisch für Adler, 156. Fluß in Venezuela.

Preisfrage: Die Buchstaben in den Feldern 29, 140, 100, 43, 99, 86, 47, 71–107, 77, 92–2, 48, 139, 53, 118, 143, 133, 73, 85, 74, 132–98, 72, 106, 1, 93, und 102 ergeben in dieser Reihenfolge ein alljährlich stattfindendes Kulturereignis, zu dem die FDJ einlädt. Wie heißt es? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5.6.1989. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 6/89. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 4/89

Preisfrage: *Die richtige Antwort lautet: Armeesportvereinigung Vorwärts. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Nasser, 5. Salam, 9. Apollo, 13. Lesser, 15. Litera, 17. Valuta, 18. Etalage, 19. Vulkan, 20. Oleg, 22. Maes, 24. Meran, 27. Gera, 29. Meer, 31. Ennis, 34. Gala, 36. Isel, 37. Tran, 39. Urban, 40. Irun, 42. Reed, 43. Atem, 45. Sela, 48. Anis, 50. Ale, 52. Generation, 54. Tattersall, 56. Nil, 57. Ata, 59. Err, 60. Einrede, 65. Äskulap, 68. Fan, 69. Man, 70. Wallace, 72. Itala, 75. Erdteil, 77. Ger, 78. Are, 80. Messer, 81. Portal, 82. Lem, 84. Zoo, 86. Tochter, 88. Salat, 90. Keramik, 91. Eis, 92. Ton, 93. Rechnen, 96. Antenne, 100. Laa, 102. Arm, 104. Abo, 105. Salamander, 106. Ordensband, 107. Gal, 109. Emir, 112. Nord, 115. Emse, 117. Sein, 119. Asam, 120. Orgel, 121. Soll, 122. Aden, 124. Land, 126. Sasse, 129. Elam, 131. Bari, 132. Laren, 135. Lore, 137. Anaa, 139. Oberon, 140. Nonsens, 143. Rudern, 144. Gorale, 145. Reisen, 146. Nansen, 147. Atter, 148. Selene.*

Senkrecht: *1. Novum, 2. Silur, 3. Elton, 4. Real, 5. Set, 6. Arara, 7. Alarm, 8. MiG, 9. Arve, 10. Pause, 11. Laken, 12. Ornis, 14. Segel, 16. Temes, 21. Egart, 23. Areal, 25. Este, 26. Arad, 28. Raum, 30. Eins, 32. Nora, 33. Ifni, 35. Abel, 38. Rennen, 41. Unfall, 42. Regie, 43. Aland, 44. Exil, 46. Ente, 47. Avers, 49. Salep, 50. Ana, 51. Eta, 53. Tiefe, 55. Träne, 58. Toga, 61. Isanemone, 62. Rollschuh, 63. Knie, 64. Omar, 66. Unterlage, 67. Agitation, 71. Circe, 73. Trema, 74. Lanza, 76. Rippe, 77. Gel, 79. Ero, 83. Esse, 85. Otto, 87. Renan, 89. Lear, 90. Knabe, 93. Rasse, 94. Calais, 95. Elain, 97. Nonne, 98. Neapel, 99. Enden, 101. Ader, 102. Arg, 103. Mol, 104. Adam, 108. Auge, 110. Mara, 111. Raps, 113. Order, 114. Dona, 115. Ella, 116. Sinin, 117. Sosa, 118. Ilse, 123. Elena, 125. Arasi, 126. Sporn, 127. Stein, 128. Eloge, 130. Manet, 131. Beere, 132. Laune, 133. Riege, 134. Nante, 136. Onon, 138. Ares, 141. Ola, 142. Ner.*

Die Gewinner unserer Preisaufgabe in AR 1/89 waren: Ursula Hacker, Dresden, 8021, 25,- M; Stabsfeldwebel Jens Liebewirth, Forst, 7570, 15,- M und Gefreiter Holger Blankwitz, Heldburg, 6112, 10,- M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12
13 14 15
16 17 18 19 20 21
22 23 24 25
26 27 28 29 30 31 32 33 34
35 36 37 38 39
40 41 42 43 44 45 46
47 48 49 50 51 52 53 54
55 56 57
58 59
60 61 62 63 64 65
66 67 68 69 70
71 72 73 74 75 76 77 78 79 80
81 82 83 84
85 86 87
88 89 90
91 92 93 94 95 96 97 98 99
100 101 102 103 104 105 106 107
108 109 110
111 112
113 114 115 116 117
118 119 120 121 122 123 124 125 126 127
128 129 130 131
132 133 134 135 136 137 138 139 140
141 142 143 144 145 146
147 148 149 150 151
152 153 154 155 156 157
158 159 160
161 162 163 164

leser-service



soldaten-post

... wünschen sich: Simone Marko (18), Waldstr. 13, Frohburg, 7233 – Ute Sereda (17), Schwarzbacher Weg 1, Gründewald, 7801 – Yvette Fiedler (16), Schwarzbacher Weg 2, Gründewald, 7801 – Jacqueline Reinhardt (16), Nr. 3, Tauschwitz, 7291 – Heike Gasch (19), Waldstr. 3, Tützpatz, 2021 – Anja Zimmermann (16), Leipziger Str. 86, Markranstädt, 7153 – Sabine Wemderlich (18), Leutewitzer Ring 29/602, Dresden, 8038 – Diana Woito (17), H.-Duncker-Str. 8, Cottbus, 7513 – Britt Meißner (17) und Antje Kieback (17) beide H.-Rau-Str. 1c, Coswig, 8270 – Babette Hehlen (23), F.-Engels-Str. 14, Güstrow, 2600 – Michaela Strauch (18), Einsteinstr. 35, Lauta, 7705 – Maike Burmester (19, Sohn 1), Am hohen Feld 15, Lübz, 2860 – Heike Blavius (17), Kurstr. 13, Torgau, 7290 – Sonja Janott (23), Leninplatz 10, Ostrau, 4101 – Antje Domigall (21), Bäkkenberg 2, Kühren, 7251 – Yvette Fiedler (16), WG „H. Matern" 90, Annaberg-Buchholz I, 9300 – Katrin Schauer (16) WG „A-Ries" 17, Annaberg-Buchholz I, 9300 – Kathrin Urbschat (17), An der Alten Zauche 4, Potsdam, 1585 – Manuela Schöne (17), J.-Schares-Str. 17, Rostock 25, 2520 – Iris Nüßler (17), A.-Schweitzer-Str. 23, Hoyerswerda, 7700 – Bettina Wenzel (18), Leisniger Str. 62, Dresden, 8023 – Dana Popluc (20), Nordhäuser Str. 63, PF 55, Erfurt, 5064 – Antje Harder (18), Str. d. DSF 20, Riesa, 8400 – Sabine Breitz (24, Sohn 2), Erzbergerstr. 21, Bad Düben, 7282 – Anett Lüttich (21) und Kirstin Felker (20), beide IFZ Rosentitzerstr. 4a, Bannewitz, 8213 – Friederike Langer (19), Nordhäuser Str. 63, PF 55, Erfurt, 5064 – Annette Hanke (17), Markt 4, Gräfenhainichen, 4450 – Kathleen Langer (17), Trageser Str. 40b, Kitzscher, 7205 – Anja Müller (16), W.-Howitz-Str. 10, Zwickau, 9561 – Heike Sperling (20), Fichtestr. 2a, Genthin, 3280 – Annett Bode (20), Forststr. 13, Genthin, 3280 – Christine Steinbach (17), Altenburger Str. 18, Nobitz, 7401 – Mandy Staab (17), Brunnenstr. 61, PF 2414, Altenburg, 7400 – Saika v. Schallenberg (17), Kuwalk/Post, Darß, 2861 – Katrin Richter (18), Schmalenbüchner Str. 33a, PF 17/4, Neuhaus, 6420 (Soldat auf Zeit) – Sabine (21) u. Jaqueline (18) Knöfel, Ringstr. 1c, Freital, 8210 – Heike Rosa (25, Töchter 4 u. 1), Wackenberg-Str. 40, Berlin, 1110 – Manuela Rehn (23, Sohn 4), J.-G.-Fichte-Str. 23, Rammenau, 8501 – Iris Pöllnitz (17), H.-Marchwitza-Str. 5b, Belzig, 1820 – Simone Kirsten (22), B.-Lichtenberg-Str. 20, Berlin, 1055 – Sieglinde Gaulke (18), Finkenweg 03, Buddenhagen, 2221 – Claudia Bartz (16), Heideweg 13, Neuruppin, 1950 – Martina Meinhardt (21), Voßstr. 4/19, Halle, 4010 – Kerstin Dörfel (23, Tochter 4), E.-Grube-Str. 43, Zwickau, 9571 – Sibylle Parow (21), Bahnhofstr. 19, Mirow, 2083 – Rita Thormann (16), Str. d. Thälmannpioniere 18, Köthen, 4370 – Ines Lange (16), Leopoldstr. 8, Köthen, 4370 – Anja Salewsky (16), O.-Nuschke-Str. 7, Köthen, 4370 – Anke Ritter (16), Augustenstr. 66, Köthen, 4370 – Silvana Wallis (17), Lubminer Platz 6, Greifswald, 2200 – Corinna Schlensog (18), A.-Bebel-Str. 37a, Rostock, 2500.

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Martina Wagner (22, Sohn 1), A.-Bytzeck-Str. 15, Eggesin, 2112 – Petra Schlomann (20, Sohn 1), Kl. Bartelsdorfer Weg 3, Bentwisch, 2551 – Heike Schlegel (20, Sohn 1), Untere Turmstr. 23, Pößneck, 6840 – Ramona Körner (25) bei Sielaff, Bachstr. 30/712, Apolda, 5320 – Evelyn Sielaff (25), Bachstr. 30/712, Apolda, 5320 – Katrin Schuman (21), Hauptpostamt, Erfurt, 5020 – Heike Stellmacher (25, Söhne 5 u. 3), M.-Grunthal-Str. 30, Zehdenick, 1434 – Silke Daniel (17) u. Gabriele Treptow (18), beide Helsingforser Str. 23, Berlin, 1034 – Kerstin König (19), Str. d. Weltjugend 50, Halle, 4070 (Offizier) – Birgit Schärtke (22, Sohn 2), Sudenburger Wuhne 13, Magdeburg, 3014 – Silke Otto (20), Saalhäuser 73, Bad Kösen, 4803 – Jana Schäfer (23, 3 Kinder), Markt 5, Anklam, 2140 – Bärbel Hoepfner (24, 1,78 m, Sohn 2), Berthold-Str. 12, PSF 1935, Holzweißig, 4404 – Kathrin Wangerin (22), Schillerring 62, Schwedt, 1330 – Simone Bechler (19), Forststr. 29, PSF 365, Oelsnitz, 9920 – Claudia Grell (23), Kittelmannstr. 8/104, Schwarzheide I, 7817 – Anke Lindenhahn (23, Tochter 1), Galgenplatz 17, Brachwitz 4101 – Birgit Kuske (18), Alte Stadt 8, PSF 63, Löbnitz, 7271.

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre). Bitte Anschriften deutlich schreiben.

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber: Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 430 06 18
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion: Postfach 46 130 Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung: Kurt-Norbert Marsand/ Joachim Hermann

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion

Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark (Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

Redaktionsschluß dieses Heftes: 20.3.1989

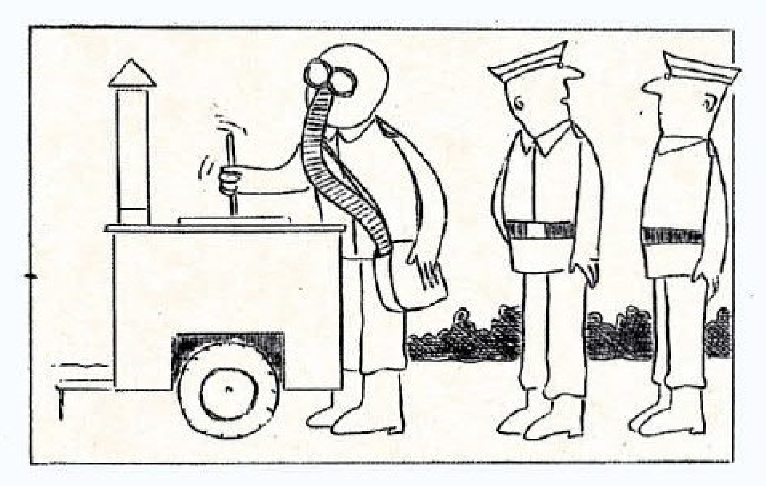
Titelbild: Manfred Uhlenhut

Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

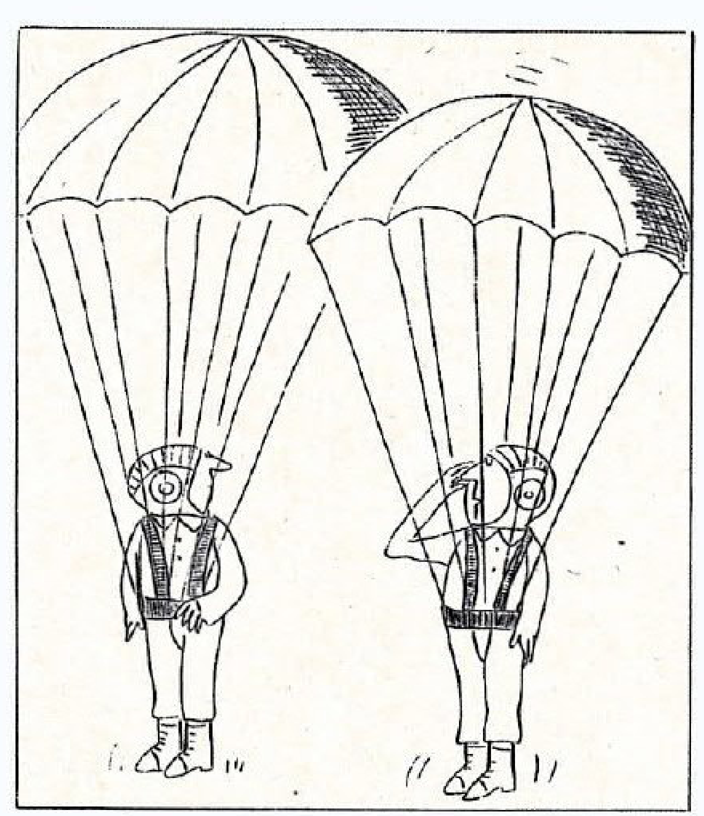
Anzeigenverwaltung: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 430 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR. Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

Aus dem vollen Leben

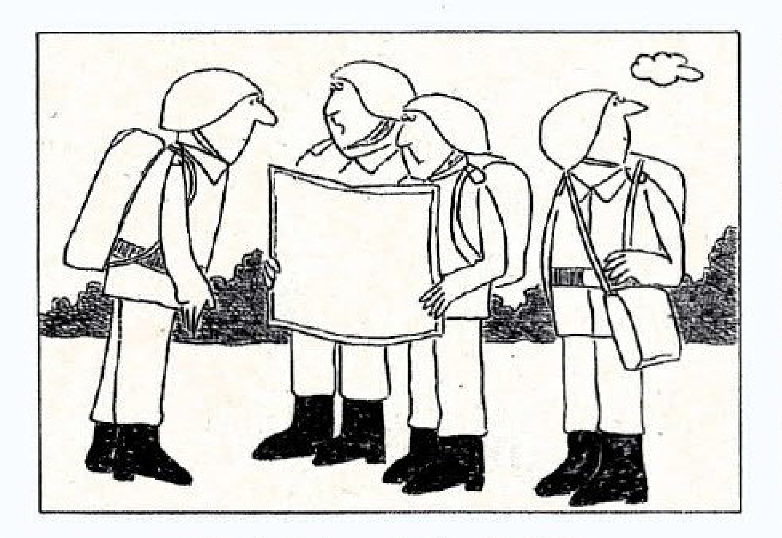
schöpfte Egon Neumann



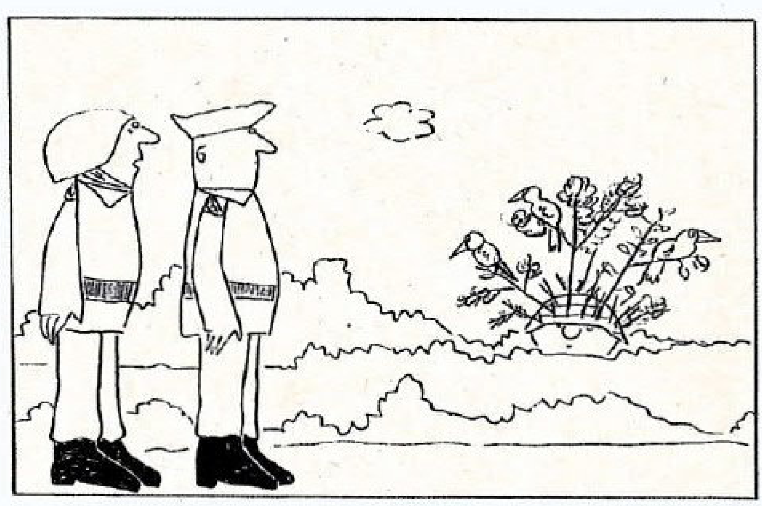
„Heute gibt es Zwiebelsuppe!"



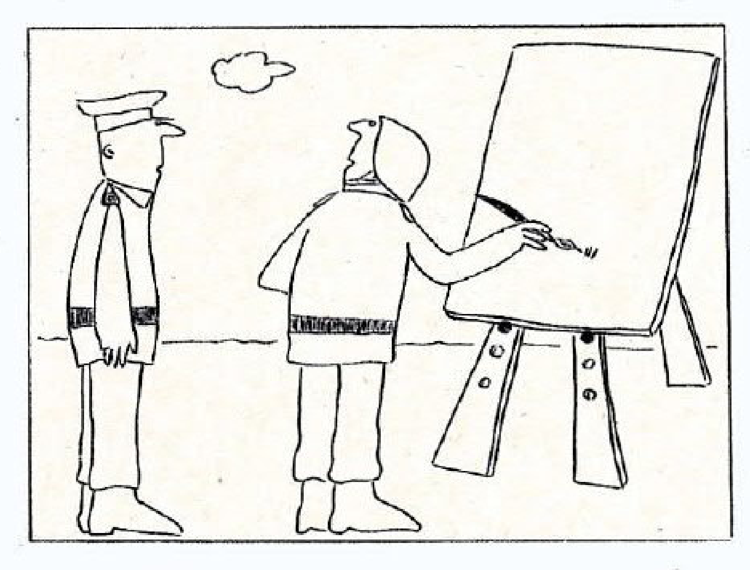
„Gestatten Sie, daß ich vorbeifliege, Genosse Oberleutnant?"



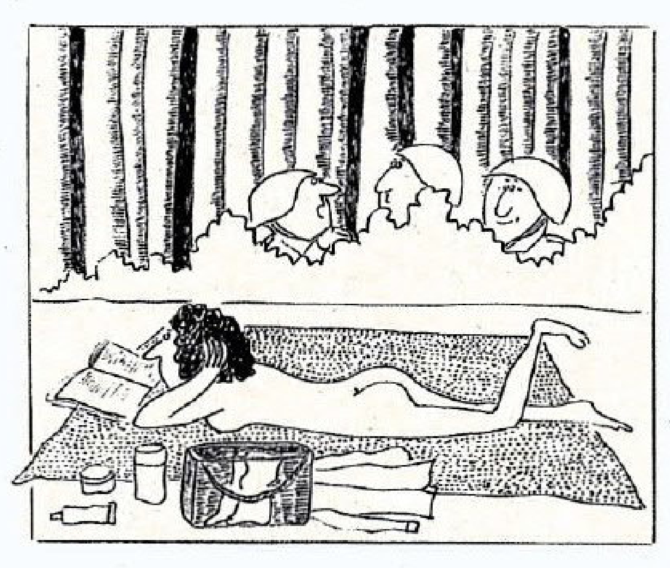
„Wer hat denn da den Stadtplan von Berlin eingepackt?"



„Soldat Müller hat sich wieder vorbildlich getarnt!"



„Das wird die befohlene Geländeskizze!"



„Wir müßten dann vielleicht mal weiter aufklären gehen!"

31036
ISSN 0004-2277

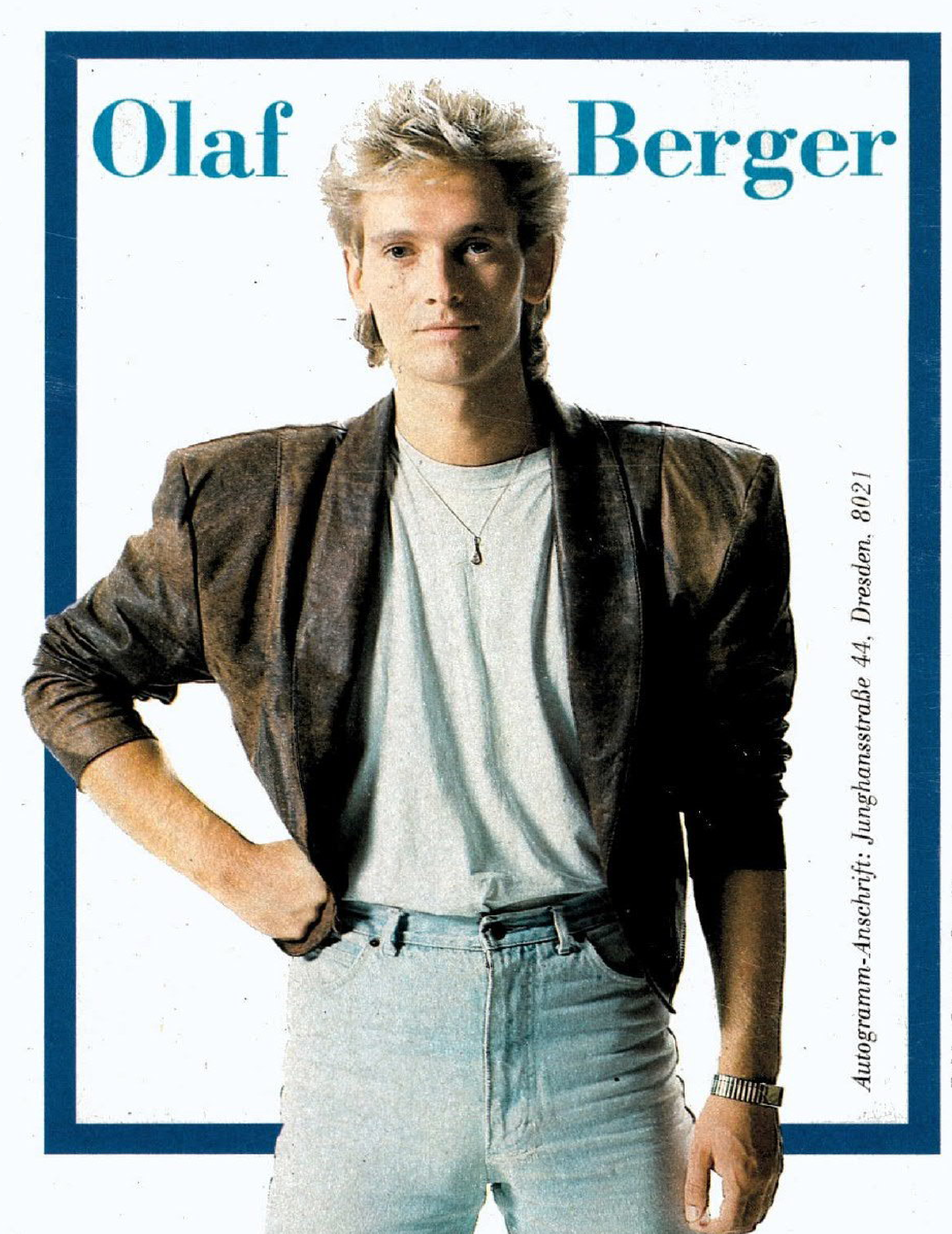


Bild: Günter Gueffroy